Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Andersen.

Erster Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

H. C. Andersen's
Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Achtzehnter Band.

Eines Dichters Bazar.

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Andersen.

Erster Theil.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1847.

Inhalt
des ersten Bandes.

Deutschland.

			Seite
Cap.	1.	Die spanischen Tänzer.	9
Cap.	2.	Breitenburg.	12
Cap.	3.	Erinnerungen vom Dampfschiff Stör. . .	18
Cap.	4.	Liszt.	20
Cap.	5.	Die Jungfrau von Orleans.	26
Cap.	6.	Die Eisenbahn.	28
Cap.	7.	Gellerts Grab.	35
Cap.	8.	Nürnberg.	37
Cap.	9.	Erfüllung eines Wunsches.	46
Cap.	10.	München.	48
Cap.	11.	Tyrol.	61

Eintritt in Italien.

Cap.	1.	Reisebilder.	73
Cap.	2.	Eine Nacht auf den Apenninen.	82
Cap.	3.	Das Metallschwein.	88
Cap.	4.	Reise mit dem Vetturin.	105

Deutschland.

I.

Die spanischen Tänzer.

Im Sommer 1840 hielten sich in Kopenhagen einige spanische Tänzer auf, welche alle Kopenhagener in das Theater auf des Königs Neumarkt lockten. Die ganze Stadt sprach von den spanischen Nationaltänzen, und durch die Zeitungen ertönte ihr Lob über das ganze Land. Ich verweilte damals bei dem Baron Stampe auf Nysö, das durch die Heimath, die Thorwaldsen hier gefunden, und durch die Werke, die er hier geschaffen hat, ein merkwürdiger Ort in Dänemark geworden ist.

Von Thorwaldsen erhielt ich den ersten mündlichen Bericht über die spanischen Tänzer; er war hingerissen, begeistert, wie ich ihn nie zuvor gesehen. „Das ist Tanz!“ rief er aus, und seine Augen funkelten, während er sprach. „Das sind Stellungen! Da sind Formen und Schönheit! Du mußt sie selbst sehen. Man ist im Süden, wenn man den Tanz erblickt.“

Eines Vormittags, als ich in sein Atelier kam, sah ich ein in Thon ausgeführtes Basrelief, welches einen tanzen-

den Bacchanten und eine Bacchantin darstellte. „Die spanischen Tänzer lieferten mir die Idee!“ sagte er, „so können auch sie tanzen; an ihren reizenden Tanz habe ich gedacht, als ich diese schuf.“

Ich war sehr begierig, diese Kinder Spaniens zu sehen, zu sehen die liebliche Dolores Serral — jetzt haben die Kopenhagener sie vergessen; — ein Jahr ist verflossen, seitdem sie hier war.

Ich reiste nach Kopenhagen und sah einen Tanz, der mich die gemalten Coulissen und das Lampenlicht vergessen ließ; ich war in Valencia's Thälern und sah die schönen Menschen, wo jede Bewegung Liebreiz, jeder Blick Leidenschaft ist.

Nach meiner Ankunft in der Stadt sah ich jeden Abend die Dolores tanzen, aber nie begegnete ich ihr außerhalb der Bühne, nie sah ich sie, als wenn sie dort tanzte.

Schon war es spät im October, so kalt, regnerisch und stürmisch, wie wir es in unserm lieben Lande nur haben können; die spanischen Tänzer wollten fort; die Dolores sagte, wie Preciosa: „Nach Valencia!“ aber der Weg von Kopenhagen nach Valencia geht über Kiel. Sie mußte mit dem Dampfschiffe „Christian der Achte“ in einem nordischen, kalten und stürmischen Herbstwetter reisen. Die Hälfte der guten Leute, welche hinausruderten, um ihr Lebewohl zu sagen, wurde seekrank auf der kleinen Fahrt.

Es war ein nordischer Wogentanz! Dolores ermattete sogleich; der schöne Körper neigte sich zu einer Ruhe, welche keine Ruhe war; eine Welle nach der andern schlug über das Verdeck, der Wind pfiff im Tauwerk; ja, mitunter schien

das Dampfschiff still zu stehn und sich gleichsam zu besinnen, ob es nicht am Klügsten thue, wieder umzukehren. Wasserflaschen und Teller, obgleich festgebunden, erbebten vor Schreck oder Instinct. Es war ein Rasseln und Krachen; jede Planke im Schiffe ächzte, und Dolores seufzte so laut, daß es durch das Verdeck drang; der feine, geschmeidige Fuß streckte sich krampfhaft gegen die dünne Breterwand, ihre Stirn berührte die Scheidewand — — — — Ein Schiff ist doch eine seltsame Welt! Zur Rechten trennt uns eine Planke von dem Tod in den Wellen, zur Linken bildet vielleicht eine andere dünne Planke das Cherubsschwert. Dolores seufzte, ich seufzte auch! Eine ganze Nacht lagen wir hier und seufzten buchstäblich für einander; — die Wellen tanzten, wie Dolores nicht tanzen, der Sturm sang, wie ich nicht singen konnte, und während dessen ging das Schiff seinen kräftigen Gang, bis die Kieler Bucht uns umschloß und ein Passagier nach dem andern auf das Verdeck stieg.

Ich erzählte Dolores, welchen Eindruck ihr Tanz auf den ersten Bildhauer unsers Zeitalters gemacht, ich erzählte ihr von dem Bacchanten und der Bacchantin. Sie erröthete und lächelte; es schien mir wirklich, als tanzten wir mit einander Fandango auf den grünen Ebenen, unter den duftenden Akazien. Sie reichte mir ihre Hand — aber es war zum Abschied; sie reiste nach Valencia.

Nach vielen Jahren ist Dolores eine alte Frau und tanzt nicht mehr, aber dann tanzen an ihr die Oerter und Städte vorüber, in welchen sie Alle bezaubert hat, sie

erinnert sich der Königstadt auf der grünen Insel im Norden, inmitten des stürmischen Meeres, über das sie segelte; sie gedenkt des Basreliefs, in welchem sie noch schwebt, jung und schön, — und hinab gleiten ihre Finger vom Rosenkranz, mit welchem sie auf dem Balcon sitzt, und sie blickt hinaus über die Berge. Die, welche die alte Frau umstehen, fragen sie dann: „Wo bist du, Dolores?"

Und sie antwortet lächelnd: „Ich fuhr ein wenig über das Meer nach Norden!"

II.

Breitenburg.

Von der großen Landstraße zwischen Kiel und Hamburg lenkte mein Wagen seitwärts über die Haide; ich wollte einen Besuch auf Breitenburg machen. Ein kleiner Vogel flog mir zwitschernd entgegen, als wolle er mich willkommen heißen.

Die Lüneburger Haide wird Jahr für Jahr mehr bepflanzt, erhält Häuser und Landstraßen; dagegen hat die Fortsetzung derselben zwischen den Herzogthümern und hinauf nach Jütland noch größtentheils dasselbe Ansehen, wie im vorigen Jahrhundert. Es liegt Charakter und Poesie in der dänischen Haide. Der Sternenhimmel ist hier weit ausgespannt,

hier schweben die Nebel im Sturm wie Ossians Geister, und in der Einsamkeit besuchen uns unsere heiligsten Gedanken. Gleich Waldgespenstern wachsen hier Gruppen verkrüppelter Eichen, mit Moos bedeckt bis an die äußersten Zweige. Ein ägyptisches Geschlecht mit gelbbrauner Haut und kohlschwarzen Augen führt hier sein Nomadenleben, kocht unter freiem Himmel das gestohlne Lamm und hält Hochzeit und Ball vor dem Hause, welches schnell aus Haidekraut errichtet ist, mitten auf der einsamen Haide.

Nur langsam bewegte sich mein Wagen weiter in dem tiefen Sande; ich glaube, man könnte von solcher Fahrt seekrank werden. Beständig fort durch öde, menschenleere Gegenden; nur an einzelnen Häusern kommt man hier vorbei, aus deren offenen Pforten der Rauch hervorwirbelt. Die Häuser haben keine Schornsteine, es ist als fehle der Heerd, als sei drinnen keine Heimath, als habe der Fremde, auf seiner Wanderung über die Haide, hier in Eile ein Feuer mitten auf dem Fußboden angezündet und wärme sich ein Bischen, um wieder fort zu wandern! — Die Schornsteine auf dem Hause des Bauers und der wirbelnde Rauch machen es heimisch; der Schornstein ziert und belebt fast eben so sehr, wie das Blumenbeet vor dem Hause, — aber hier war der Mangel im Einklang mit der Haidegegend und dem kalten Herbsttage. Wohl schien die Sonne, aber sie sandte keine warmen Strahlen, es war vielleicht nicht einmal die Sonne selbst, sondern nur ihr glänzendes Gewand, welches sie über den Himmel hingleiten ließ. Nicht einem Menschen begegneten wir, nicht ein Hirte war sichtbar; fast könnte

man glauben, daß Alles schlafe oder durch einen Zauber gefesselt liege.

Erst am Nachmittage eröffnete sich eine üppige Landschaft; wir erblickten ein großes Gehölz, dem das braune Laub im Sonnenschein das Aussehen einer kupfernen Waldung gab; es hatte etwas so gänzlich Feenhaftes, daß, als gerade eine große Heerde Vieh aus dem Dickicht kam und uns mit großen Augen anglotzte, ein ganzes Märchen vor mir aufging von der bezauberten Stadt in der kupfernen Holzung.

Hinter dem Walde kamen wir durch ein großes Dorf, welches mich zwar nicht in das Land der Märchen führte, aber doch in ein anderes Jahrhundert versetzte. In den Häusern schienen Stall, Küche und Stube Eins zu sein. Der Weg war tiefer Schlamm, in welchem große Feldsteine lagen. Es war malerisch genug und wurde es noch mehr, denn in der Mitte des dichten Gehölzes erglänzte in der Abendsonne eine Ritterburg mit Thurm und gezacktem Giebel, und zwischen dieser und uns schlängelte sich ein breiter und tiefer Fluß.

Die Brücke donnerte unter dem Hufschlag der Pferde; wir rollten durch Gehölz und Garten hinein in den offenen Burghof, wo die Lichter sich geschäftig hinter den Fenstern bewegten, wo Alles reich und gemüthlich erschien. Mitten im Hofe steht ein großer, alter Brunnen mit einem künstlich gearbeiteten Gitter; von diesem flog ein kleiner Vogel empor, — es war gewiß derselbe, der mir sein Willkommen entgegen zwitscherte, indem ich über die Haide fuhr;

er war vor mir angelangt, hatte meine Ankunft gemeldet, und der Besitzer der Burg, der edle Rantzau, führte seinen Gast in ein gesegnetes Haus; die Speisen dampften, der Champagner knallte! — Ja, es war gewiß Zauberei! Eine kahle Haide, ein kupferner Wald, und dahinter ein gastfreies Schloß mit schönen Bildern, duftenden Bäumen und Blumen neben den weichen Divans. Es war Zauberei! Ich dachte an die stürmische See, an die einsame Haide, und fühlte: man könne es in dieser Welt doch gut haben.

Der Vogel zwischerte draußen, während ich aus dem Fenster blickte; zufällig fiel der Lichtschein auf den Brunnen und es war, als hebe und senke sich der Eimer von selbst, und in dem Eimer säße ein kleiner Kobold und nickte: „willkommen;“ ich irrte gewiß nicht, denn der Großvater des Kobolds hat einst einer Gräfin Rantzau zu Breitenburg köstliche Gaben geschenkt*), welche noch in dem ausgeschnitzten alten Eisenschrank, im Rittersaale über der Capelle, verwahrt werden. Ich selbst habe sie gesehen, und die alten Bilder an der Wand, sämmtlich stolze Ritter, bewegten die Augen; es war heller Sonnenschein; wäre es in einer

---

*) Die Sage erzählt, daß ein Kobold einmal in der Nacht eine Gräfin Rantzau in den tiefsten Keller des Schlosses führte, wo des Kobolds Weib in Kindesnöthen lag. Als Dank für die von der Gräfin geleistete Hülfe schenkte ihr der Kobold funfzig Zahlpfennige, einen Häring von Metall und einen goldenen Spinnrocken. Zugleich wurde sie ermahnt, diese Gegenstände wohl zu verwahren, da das Glück ihres Geschlechts davon abhänge; sie werden noch auf dem Schlosse gezeigt, zugleich auch ein Becher, welcher mit zu den Geschenken gezählt wird. Die Sage von diesen Gaben ist deutsch von Lobedanz, dänisch von H. P. Holst besungen.

mondhellen Nacht gewesen, sie wären sicher aus den Rahmen geschritten, und hätten des liebenswürdigen Grafen Gesundheit getrunken, der nun auf der alten Breitenburg herrscht.

„Die paradiesische Glückseligkeit hat keine Geschichte!“ sagt ein Dichter; der beste Schlaf hat keine Träume, sage ich, und auf Breitenburg brachte die Nacht keine Träume. Beim Tageslicht dagegen gingen alte Sagen und Erinnerungen gleich Träumen in den Gedanken vorüber, sie begrüßten mich unter den alten Alleen des Gartens, sie saßen und nickten auf der Wendeltreppe im Wartthurme, wo die Ferngläser zum Ausschauen lagen, als Wallensteins Truppen sich vor dem Schlosse gelagert hatten. Wallenstein ließ die Männer über die Klinge springen, und als die Weiber in der Burg, auf seinen Befehl, das Blut vom Fußboden nicht abwaschen wollten, ließ er auch sie niederhauen.

In der ewig jungen Natur ringsumher schwelgte ich in alten Erinnerungen. Vom hohen Thurme des Schlosses schaute ich weit hin auf das üppige Marschland, wo im Sommer das fette Vieh bis über den Bauch im Grase geht; ich schaute auf die vielen Waldungen, in denen Ansgarius gewandert und den dänischen Heiden Christi Lehre gepredigt; daran erinnert noch ein kleines Dorf durch seinen Namen *), dort hat sein Haus gestanden, hier lebte er. Die Kirche jenseits bei Heiligenstädten, wo die Erde hoch um die Mauer aufgeworfen, steht noch aus seiner Zeit; wie damals spiegelt

---

*) Willanscharen.

sie sich in der S t ö r, dort wo er in seinem ärmlichen Fischerboot hinüberruderte nach dem kleinen Fußsteig zwischen dem Schilf.

Ich wandelte im Schloßgarten unter den alten Bäumen an den Buchten der Canäle. Hollunderbüsche und Rosensträucher neigten sich über den Wasserspiegel, sich selbst in ihrer schönen Blüthe zu sehen. Der Bauer auf den Deichen zog das Boot gegen den Strom. Der Jäger mit seinen Hunden nahm den Weg nach dem kupferrothen Wald. Das Posthorn erklang, und es war als erhielten Wald und Feld eine Stimme, als hüben sie den Todeshymnus des Herbstes: „der große Pan ist todt!“ an.

Als die Sonne untergegangen war, ertönten Gesang und Becherklang in der Burg. Ich wandelte durch den Saal, dessen dunkelrothe Wände Basreliefs von Thorwaldsen umschließen und die hübschen Büsten und Statuen hervorheben. Draußen lehnten sich der Rosenhecken blätterlose Zweige mit den rothen Knöpfen an das Fenster, sie träumten bei dem Anblick des Sommers im Saale, sie selbst seien auch noch jung und blühend, und jede Kapsel sei eine Knospe, die sich morgen öffnen werde. Der Gnom aber saß auf dem Brunnengeländer, und schlug den Tact mit seinen kleinen Füßen; der kleine Vogel zwitscherte: „Es ist doch schön im Norden! Es ist doch schön im Norden!“ aber dennoch flog der Vogel zu den warmen Ländern, und der Dichter that dasselbe.

III.

Erinnerungen vom Dampfschiff Stör.

Am Wasser der Stör lagen zwei kleine Häuser, jedes an seinem Ufer des Flusses, jedes geziert mit einem grünen Giebel und einigen Sträuchern, aber von dem einen hing ein ausgespanntes Netz und eine große Wetterfahne drehte sich im Winde; wie oft hatten nicht zwei hübsche Augen aus dem einen kleinen Hause hinüber geschaut auf diese Fahne, wenn sie sich drehte, und ein treues Herz dann tief geseufzt!

Wir nahmen hier eine junge Frau an Bord; sie war, wie man es nennt, aus dem geringeren Stande, aber so festlich gekleidet, so jung, so hübsch, und mit einem kleinen lieblichen Kinde an der Brust. Aus beiden Häusern nickten ihr die Leute zu, sie wünschten ihr Glück und Freude. Die Fahne drehte sich kreischend, aber ihre Augen wandten sich nicht mehr nach ihr, denn nun war es ihr gleichgültig, welcher Wind es sei! — und wir fuhren davon. Alles war grün, aber flach und einförmig; der kleine Fluß machte Biegung auf Biegung.

Nun waren wir auf der Elbe, der großen Heerstraße von Deutschland! Schiffe kamen und gingen; Böte glitten quer hinüber; auch wir mußten, um Passagiere einzuholen, an die hannöversche, darauf an die holsteinische und wieder an die hannöversche Seite, und erhielten doch keine! Ich blickte auf die junge Frau, sie schien eben so ungeduldig

wie ich; stets war sie vorn und starrte in die Ferne, die Hand über den hübschen Augen; waren es Hamburgs Thürme, die sie suchte? — Zu wiederholten Malen küßte sie ihr Kind, lächelte und hatte doch Thränen in den Augen! — Zwei Dampfschiffe fuhren an uns vorbei; ein Schiff mit vollen Segeln führte Auswanderer nach America. Vor uns lag ein prächtiges Fahrzeug, es war gerades Weges von dort gekommen und im Aufsegeln begriffen, der Wind war aber völlig entgegen, die Flagge wehte! Indem wir uns näherten, wurde ein Boot hinuntergelassen, vier Matrosen ergriffen die Ruder; ein rascher, schwarzbärtiger Mann, er schien der Steuermann am Bord zu sein, lenkte das Steuer, wir lagen still, und die junge Frau eilte im Fluge hinunter mit ihrem schlafenden Kinde; in einem Nu war sie in dem leichten schaukelnden Boot und in den Armen des schwarzbärtigen, braunen Mannes. Es war ein Bouquet von der süßen Sehnsucht eines langen Jahres: das Kind erwachte und weinte, der Mann küßte es und umschlang die Frau, das kleine Boot hüpfte bald auf, bald ab, als theile es ihre Freude, und die braunen Matrosen nickten einander zu — aber wir segelten fort und ich schaute hinauf auf die flachen, nackten Ufer.

III.

Erinnerungen vom Dampfschiff Stör.

Am Wasser der Stör lagen zwei kleine Häuser, jedes an seinem Ufer des Flusses, jedes geziert mit einem grünen Giebel und einigen Sträuchern, aber von dem einen hing ein ausgespanntes Netz und eine große Wetterfahne drehte sich im Winde; wie oft hatten nicht zwei hübsche Augen aus dem einen kleinen Hause hinüber geschaut auf diese Fahne, wenn sie sich drehte, und ein treues Herz dann tief geseufzt!

Wir nahmen hier eine junge Frau an Bord; sie war, wie man es nennt, aus dem geringeren Stande, aber so festlich gekleidet, so jung, so hübsch, und mit einem kleinen lieblichen Kinde an der Brust. Aus beiden Häusern nickten ihr die Leute zu, sie wünschten ihr Glück und Freude. Die Fahne drehte sich kreischend, aber ihre Augen wandten sich nicht mehr nach ihr, denn nun war es ihr gleichgültig, welcher Wind es sei! — und wir fuhren davon. Alles war grün, aber flach und einförmig; der kleine Fluß machte Biegung auf Biegung.

Nun waren wir auf der Elbe, der großen Heerstraße von Deutschland! Schiffe kamen und gingen; Böte glitten quer hinüber; auch wir mußten, um Passagiere einzuholen, an die hannöversche, darauf an die holsteinische und wieder an die hannöversche Seite, und erhielten doch keine! Ich blickte auf die junge Frau, sie schien eben so ungeduldig

wie ich; stets war sie vorn und starrte in die Ferne, die Hand über den hübschen Augen; waren es Hamburgs Thürme, die sie suchte? — Zu wiederholten Malen küßte sie ihr Kind, lächelte und hatte doch Thränen in den Augen! — Zwei Dampfschiffe fuhren an uns vorbei; ein Schiff mit vollen Segeln führte Auswanderer nach America. Vor uns lag ein prächtiges Fahrzeug, es war gerades Weges von dort gekommen und im Aufsegeln begriffen, der Wind war aber völlig entgegen, die Flagge wehte! Indem wir uns näherten, wurde ein Boot hinuntergelassen, vier Matrosen ergriffen die Ruder; ein rascher, schwarzbärtiger Mann, er schien der Steuermann am Bord zu sein, lenkte das Steuer, wir lagen still, und die junge Frau eilte im Fluge hinunter mit ihrem schlafenden Kinde; in einem Nu war sie in dem leichten schaukelnden Boot und in den Armen des schwarzbärtigen, braunen Mannes. Es war ein Bouquet von der süßen Sehnsucht eines langen Jahres: das Kind erwachte und weinte, der Mann küßte es und umschlang die Frau, das kleine Boot hüpfte bald auf, bald ab, als theile es ihre Freude, und die braunen Matrosen nickten einander zu — aber wir segelten fort und ich schaute hinauf auf die flachen, nackten Ufer.

IV.

Liszt.

In Hamburg, im Hotel zur Stadt London, gab Liszt ein Concert. In wenigen Augenblicken war der Saal überfüllt. Ich kam zu spät, erhielt aber doch den besten Platz dicht oben an der Tribune, wo das Fortepiano stand, denn man schaffte mich eine Hintertreppe hinauf. Liszt ist einer der Könige im Reich der Töne; zu ihm führte mich meine Gesellschaft, wie gesagt, auf einer Hintertreppe, ich schäme mich nicht dies zu gestehen.

Der Saal, ja selbst die Seitengemächer strahlten von Lichtglanz, goldnen Ketten und Diamanten. Nicht weit von mir lag auf einem Sopha ein jüdisches Mädchen, corpulent und geputzt, es glich einem Wallroß mit einem Fächer. Solide Hamburger Kaufleute standen an einander gedrängt, als sei eine wichtige Börsensache zu verhandeln; ein Lächeln ruhte auf ihren Lippen, als hätten sie schon Papiere gekauft und dabei unglaublich gewonnen. Der mythologische Orpheus konnte durch sein Spiel Steine und Bäume in Bewegung setzen, der neue Orpheus-Liszt hatte sie schon vor seinem Spiel elektrisirt; das Gerücht hatte durch seinen mächtigen Nimbus dem Volke Augen und Ohren geöffnet; es schien als erkenne und fühle es bereits, was folgen werde! Ich selbst fühlte in den Strahlen dieser vielen flammenden Augen jenes erwartungsvolle Herzklopfen, die Annäherung eines großen

Genius, welcher mit kühnem Finger die Grenze seiner Kunst in unserm Zeitalter abgesteckt.

In London, dieser großen Weltstadt der Maschinen, oder in Hamburg, diesem europäischen Handelscomptoir, wird es charakteristisch, zum ersten Male Liszt zu hören; dort harmoniren Zeit und Ort, und in Hamburg sollte ich ihn hören. Unser Zeitalter ist nicht mehr das der Phantasie und des Gefühls, es ist das des Verstandes. Die technische Fertigkeit in jeder Kunst und in jedem Betrieb ist jetzt für ihre Ausübung eine allgemeine Bedingung; die Sprachen sind so ausgebildet worden, daß es zu den Schulübungen gehört, seine Gedanken in Versen aussprechen zu können, die vor einem halben Jahrhundert für eine wahre Dichterarbeit gegolten haben würden. In jeder großen Stadt findet man Leute zu Dutzenden, welche Musik mit solcher Fertigkeit betreiben, daß sie sich vor zwanzig Jahren als Virtuosen hätten können hören lassen. Alles Technische, sowohl das Materielle wie das Geistige, ist in unserer Zeit in seiner höchsten Entwickelung, unsere Zeit erhält hierdurch einen Flug, selbst in den todten Massen.

Unsere Welt-Genies, wenn sie nicht blos der Modeschaum aus der Brandung unserer Zeitentwickelung, sondern echte Geister sind, müssen die kritische Zergliederung aushalten können und sich hoch über das, was erlernt werden kann, erheben; sie müssen, jeder an seinem geistigen Platz, ihn nicht allein ausfüllen, sondern etwas mehr geben, — sie müssen wie die Corallen noch einen Ast dem Baume der Kunst hinzufügen, oder ihre Wirksamkeit ist keine!

In der musikalischen Welt hat unsere Zeit zwei Fürsten des Piano's, welche in dieser Weise ihren Platz ausfüllen, Thalberg und Liszt.

Gleich einem elektrischen Schlage durchzuckte es den Saal, als Liszt hereintrat. Die meisten Damen erhoben sich, es war als verbreite sich ein Sonnenglanz über jedes Gesicht, als empfingen alle Augen einen theuern, geliebten Freund! — Ich stand dem Künstler ganz nahe. Er ist ein hagerer, junger Mann, langes dunkles Haar umgiebt das bleiche Gesicht; er grüßte und setzte sich ans Clavier. Liszts ganzes Aeußere und seine Beweglichkeit bezeichnen sogleich eine jener Persönlichkeiten, auf welche man einzig und allein durch ihre Eigenthümlichkeit aufmerksam wird; Gottes Hand hat ihnen einen eigenen Stempel aufgedrückt, welcher sie unter Tausenden kenntlich macht. Als Liszt am Fortepiano saß, ließ der erste Eindruck seiner Persönlichkeit und das Gepräge der starken Leidenschaften auf seinem bleichen Antlitz ihn mir wie einen Dämon erscheinen, der an das Instrument, dem die Töne entströmten, gebannt war; sie kamen aus seinem Blut, aus seinen Gedanken, er war ein Dämon, der seine Seele freispielen sollte; er war auf der Tortur, sein Blut floß und seine Nerven erbebten; aber wie er fortspielte, verschwand das Dämonische, ich sah das bleiche Antlitz einen edlern und schönern Ausdruck annehmen, die göttliche Seele leuchtete aus seinen Augen, aus jedem Zuge, er wurde schön, schön wie Leben und Begeisterung machen können!

Seine „**Valse infernale**“ ist mehr als ein Daguerro-

typbild aus Meyerbeers Robert! — Wir stehen nicht davor und beschauen die bekannte Malerei, nein, wir versetzen uns in dieselbe, wir starren in die Tiefe selbst hinab und entdecken neue wirbelnde Gestalten. Es war nicht, als ertönten die Saiten des Fortepiano's, nein, jeder Ton schien ein klingender Wassertropfen zu sein!

Wer die Kunst in der technischen Fertigkeit bewundert, muß sich vor Liszt beugen; wer von dem Genialen, dem von Gott Geschenkten hingerissen wird, beugt sich noch tiefer. Der Orpheus unserer Zeit hat die Töne durch die große Weltstadt der Maschinen brausen lassen, und man fand und erkannte, wie ein Kopenhagner gesagt hat, „seine Finger seien lauter Eisenbahnen und Dampfmaschinen," sein Genius sei noch mächtiger, die Weltgeister zusammen zu bringen, als alle Eisenbahnen der Erde. Der Orpheus unserer Zeit hat die Töne in dem europäischen Handelscomptoir erklingen lassen, und, wenigstens für einen Augenblick, glaubte das Volk dem Evangelium: des Geistes Gold hat einen mächtigern Klang als das der Welt.

Man gebraucht oft, ohne sich der Bedeutung bewußt zu sein, den Ausdruck: „ein Meer von Tönen," und ein solches ist es, welches dem Fortepiano entströmt, an welchem Liszt sitzt. Das Instrument scheint in ein ganzes Orchester verwandelt; das vermögen zehn Finger, welche eine Fertigkeit besitzen, die fanatisch genannt werden könnte, sie werden von einem mächtigen Genius geleitet! Es ist ein Meer von Tönen, welches gerade in seinem Aufruhr ein Spiegel für

die augenblickliche Lebensaufgabe jedes glühenden Gemüthes ist. Ich habe Politiker getroffen, die bei Liszts Spiel einsahen, daß ruhige Bürger bei den Tönen der Marseillaise so ergriffen werden können, um das Gewehr zu ergreifen, von Heimath und Heerd fortzustürzen und für eine Idee zu kämpfen! Ich habe bei seinem Spiel ruhige Kopenhagener, mit dänischer Herbstkälte im Blute, politische Bacchanten werden sehn; den Mathematikern hat bei den klingenden Figuren und der Berechnung des Tons geschwindelt. Junge Hegelianer, und unter diesen die wirklich begabten, nicht die Strohköpfe, welche nur bei dem galvanischen Strome der Philosophie eine geistige Grimasse schneiden, erblickten in diesem Tonmeere das wellenförmige Fortschreiten der Wissenschaft an die Ufer der Vollendung; der Dichter fand darin seines Herzens ganze Lyrik, oder die reiche Einkleidung für seine kühnsten Schilderungen! — Der Reisende, ja, ich schließe von mir selbst, erhält Tonbilder von dem, was er sieht oder sehen wird; ich hörte sein Spiel gleich einer Ouvertüre zu meiner Reise, ich hörte, wie mein Herz klopfte und blutete bei dem Abschiede von der Heimath; ich hörte das Lebewohl der Wellen, der Wellen, die ich erst an Terracina's Klippen wieder hören sollte; es klang wie Orgeltöne aus Deutschlands alten Domkirchen, die Gletscher rollten von den Bergen der Alpen, und Italien tanzte in Carnevalstracht und schlug mit seiner Pritsche, während es im Herzen an Cäsar, Horaz und Raphael dachte! Es brannte aus Vesuv und Aetna, die Posaune des Gerichts erscholl von Griechenlands Bergen, wo die alten Götter todt sind; Töne,

die ich nicht kannte, Töne, für die ich keine Worte habe, deuteten auf den Orient, das Land der Phantasie, des Dichters zweites Vaterland!

Als Liszt sein Spiel beendigt hatte, regnete es Blumen auf ihn herab; junge niedliche Mädchen, alte Damen, die auch einmal niedliche Mädchen gewesen, warfen ihr Bouquet; er hatte ja tausend Tonbouquets in ihre Herzen und Köpfe geworfen. Von Hamburg wollte Liszt nach London fliegen, dort neue Tonbouquets ausstreuen, dort Poesie über das materielle Werkeltagsleben hauchen! Der Glückliche, der so in seinem ganzen Leben reisen kann, stets die Leute schauen in ihrem geistigen Sonntagskleid, ja selbst in der Hochzeitstracht der Begeisterung! — Werde ich ihm öfter begegnen? das war mein letzter Gedanke, und der Zufall wollte, daß wir uns auf der Reise begegneten, an einer Stelle, wo ich und meine Leser es am wenigsten erwarten konnten, begegneten, Freunde wurden und uns wieder trennten; doch dieses gehört in die letzten Capitel dieser Reise. Jetzt zog er nach Victoria's Stadt, ich nach der Gregors des Sechszehnten.

V.

Die Jungfrau von Orleans.

(Eine Skizze.)

Wir hatten bald die Elbe passirt. Das Dampfschiff glitt an der hannöverschen Seite hin, zwischen den niedrigen grünen Inseln, welche uns Bauerhäuser und Gruppen von Vieh zeigten. Ich sah frohe Kinder zwischen den halb aufs Land gezogenen Böten spielen und dachte daran, wie bald dieses Spiel vorbei sei, wie bald sie vielleicht weit in die Welt hinaus eilten, heranwüchsen und dann in der Erinnerung diese flachen, kleinen Inseln als hesperische Gärten ansähen, voll von Goldäpfeln und Orangen ihrer Kindheit.

Wir waren bei Harburg; Jeder sorgte dafür, daß sein Gepäck auf die Bahre des Trägers geladen wurde. Nur eine große, etwas corpulente Dame mit stolzer Haltung, die eben nicht mit dem verblichenen Zitzkleide und dem gewiß zu wiederholten Malen gewendeten Mantel harmonirte, schüttelte jedes Mal den Kopf, wenn ein Träger seine Hand nach ihrer kleinen Reisetasche ausstreckte, die sie selbst in der Hand hielt; sie wollte sie nicht fahren lassen, es war als verschlösse sie einen kostbaren Schatz. Langsam folgte sie uns Andern hinein in die kleine Stadt.

Für mich und einen der andern Passagiere deckte man einen kleinen Tisch, und man fragte uns, ob ein Dritter

nicht auch daran Platz nehmen könne, und dieser Dritter fand sich ein, es war die Dame in dem verblichenen Kleide. Eine große, etwas abgetragene Boa hing ihr lose um dem Hals, sie war sehr ermüdet.

„Ich bin die ganze Nacht gereiset,“ sagte sie, „ich bin Schauspielerin! Ich komme von Lübeck, wo ich gestern Abend spielte!“ und sie seufzte tief und löste das Haubenband.

„Welches Fach haben Sie?“ fragte ich.

„Die ergreifenden Rollen!“ antwortete sie und warf die lange Boa keck über die Schulter. „Gestern Abend war ich die Jungfrau von Orleans! Ich reiste sogleich nach dem Schluß des Stückes ab, da man mich in Bremen erwartet; morgen trete ich dort in derselben Rolle auf,“ und sie seufzte tief, sehr tief, und warf die Boa wieder über die andere Schulter.

Sie verlangte sogleich Extrapost, aber nur einen Einspänner, am liebsten einen dem Wirthe gehörigen, und zur Begleitung nur einen Knaben, denn zur Noth könne sie selbst fahren. „Man muß besonders auf der Reise ökonomisch sein!“ sagte sie. Ich betrachtete ihr bleiches Antlitz; sie zählte gewiß dreißig Jahre, war sicher einmal sehr hübsch gewesen — noch spielte sie die Jungfrau von Orleans und nur die ergreifenden Rollen.

Eine Stunde später saß ich in der Diligence; das Posthorn ertönte durch Harburgs öde Straßen, ein kleiner Karren fuhr vor uns her, er wich aus und hielt, um uns vorbei zu lassen. Ich blickte hinaus, es war die Jungfrau

von Orleans mit ihrer kleinen Reisetasche zwischen sich und einem Knaben, der den Kutscher vorstellte; sie grüßte wie eine Fürstin und warf uns Kußhände zu; die lange Boa flatterte über ihre Schulter; unser Postillon blies ein munteres Lied, aber ich dachte an die Jungfrau von Orleans, die Schauspielerin auf dem Karren, welche morgen in Bremen ihren Einzug halten sollte; mir wurde wehmüthig ums Herz bei ihrem Lächeln und der lustigen Musik des Postillons. Fort fuhren wir, ein Jeder seinen Weg über die Haide.

VI.

Die Eisenbahn.

Da manche meiner Leser noch keine Eisenbahn gesehen haben, will ich zuerst versuchen, diesen einen Begriff von einer solchen zu geben. Wir wollen uns eine gewöhnliche Landstraße vorstellen, sie laufe gerade, sie mache eine Biegung, gleichviel, aber eben muß sie sein, eben wie eine Stubendiele, deshalb sprengen wir jeden Berg, der sich in den Weg stellt, bauen auf starken Bogen eine Brücke über Sümpfe und tiefe Thäler, und wenn sich dann der ebne Weg vor uns ausstreckt, legen wir da, wo die Räderspur gehen wird, Eisenschienen, um welche die Wagenräder greifen können.

Die Dampfmaschine wird vorgespannt mit ihrem Meister darauf, der sie zu lenken und aufzuhalten versteht, Wagen kettet sich an Wagen mit Menschen oder Vieh, und fort fährt man.

Auf jedem Punkte des Weges weiß man Stunde und Minute, wann die Wagenreihe eintreffen wird, man hört meilenweit die Signalpfeife, wenn der Zug in Bewegung ist, und ringsum her, wo Nebenwege für Fahrende und Gehende die Eisenbahn durchschneiden, läßt der aufgestellte Wächter den Schlagbaum vor ihnen nieder, und die guten Leute müssen warten, bis wir vorbei sind. Längs der Bahn, so viele Meilen sie sich auch erstrecken möge, sind kleine Häuser so weit von einander errichtet, daß die, welche Wache stehen, gegenseitig ihre Flagge sehen können, damit sie zur rechten Zeit die Bahn zu reinigen wissen, daß kein Stein oder Hinderniß auf den Schienen liege.

Seht, das ist eine Eisenbahn! Ich will hoffen, man habe mich verstanden.

Zum ersten Mal in meinem Leben sollte ich eine solche sehen. Einen halben Tag und die darauf folgende Nacht war ich mit der Diligence den furchtbar schlechten Weg von Braunschweig nach Magdeburg gereist. Ermüdet kam ich hier an, und eine Stunde später sollte ich wieder fort mit dem Dampfwagen.

Ich will nicht leugnen, daß ich vorher eine Empfindung hatte, die ich Eisenbahnfieber nennen will, und dieses war am stärksten, als ich in das großartige Gebäude trat, von wo aus die Wagenreihe abfahren sollte. Hier war ein

Gedränge von Reisenden, ein Laufen mit Koffern und Nachtsäcken, ein Sausen und Brausen der Maschinen, aus welchen der Dampf hervordrang. Man weiß zum ersten Mal nicht recht, wo man stehen darf, daß nicht ein Wagen oder Dampfkessel oder eine Lade mit Reisesachen über uns komme; freilich steht man auf einer vorspringenden Treppe sicher; die Wagen, in welche man einsteigen soll, stehen in einer Reihe bis dicht daran, gleich den Gondeln an einem Kai, aber unten kreuzen sich die Eisenschienen gleich Zauberfäden, sie sind auch Zauberfäden, die der menschliche Scharfsinn gezogen. An diese sollten sich unsere magischen Wagen halten; kämen sie aus diesem Zauberbande heraus, ja, dann gälte es Leben und Glieder. Ich starrte auf diese Wagen, Locomotiven, losen Karren, wandelnden Schornsteine und Gott weiß was Alles! Sie liefen durch einander wie in einer Zauberwelt; Alles schien Beine zu haben! Und nun dieser Dampf, dieses Sausen, vereint mit dem Gedränge einen Platz zu erhalten, dieser Geruch von Talg, der tactmäßige Gang der Maschinen und das Pfeifen und Schnauben des ausgelassenen Dampfes verstärkten den Eindruck. Ist man nun, wie gesagt, zum ersten Mal hier, dann glaubt man umzuwerfen, Arme und Beine zu brechen, in die Luft gesprengt oder durch Zusammenstoßen mit einer andern Wagenreihe gequetscht zu werden; aber wahrscheinlich denkt man nur bei dem ersten Male daran.

Die Wagenreihe hat drei Classen. Die beiden ersten bestehen aus bequemen geschlossenen Wagen, fast wie unsere

Diligencen, nur viel breiter. In der dritten sind sie offen und die Plätze darin unglaublich billig, so daß selbst der ärmste Bauer mitfahren kann, er kommt wohlfeiler fort, als wenn er den weiten Weg gehen und sich im Wirthshause stärken oder auf der Reise übernachten müßte. — Die Signalpfeife ertönt — aber sie klingt nicht hübsch, sie hat viele Aehnlichkeit mit dem Schwanengesang des Schweins, wenn ihm das Messer in den Hals dringt; man setzt sich in den bequemsten Wagen, der Conducteur schließt den Schlag hinter uns und nimmt den Schlüssel zu sich, aber wir können die Fenster herunterlassen und die frische Luft genießen, ohne vom Druck derselben Unannehmlichkeit zu befürchten. Es ist wie in jedem andern Wagen, nur bequemer; man ruht hier aus, wenn man kurz zuvor eine angreifende Reise gemacht hat.

Die erste Empfindung ist ein ganz leiser Stoß der Wagen; nun sind die Ketten straff, welche sie zusammenhalten; wieder ertönt die Signalpfeife und die Fahrt beginnt, aber langsam, die ersten Schritte sanft, als zöge eine Kinderhand den kleinen Wagen. Unmerklich nimmt die Geschwindigkeit zu, während du in deinem Buche liesest, deine Karte ansiehst und noch nicht recht weißt, ob die Fahrt begonnen hat, denn der Wagen gleitet gleich einem Schlitten auf dem ebenen Schneefeld. Du blickst aus dem Fenster und entdeckst, daß du, wie mit Pferden im Galop, davon jagst; es geht noch schneller, du scheinst zu fliegen, aber hier ist kein Schütteln, kein Luftzug, nichts, was du dir als unbehaglich dachtest.

Was war das Rothe, das gleich einem Blitz dicht vorbei fuhr? Einer der Wächter, der mit seiner Fahne dastand. Sieh nur hinaus! und die nächsten zehn bis zwanzig Ellen ist das Feld ein pfeilschneller Strom; Gras und Kräuter verschwimmen, man erhält einen Begriff davon, wie es sein könnte, wenn man außerhalb der Erde stände und sähe diese sich drehen; es greift das Auge an, es lange in einer Richtung zu halten. Aber richtest du deinen Blick einige Ruthen weiter fort, dann bewegen sich die Gegenstände nicht schneller, als wir sie sich bewegen sehen, wenn wir rasch fahren, und weiter hinaus gegen den Horizont scheint Alles still zu stehen; man hat vollständig den Anblick und Gesammteindruck der Gegend.

Gerade so muß man durch ebene Länder reisen. Es scheint als liege Stadt an Stadt; jetzt kommt eine, nun wieder eine; man kann sich recht den Flug der Zugvögel dabei vorstellen, so müssen auch sie die Städte hinter sich lassen. Die auf gewöhnliche Weise Fahrenden, welche man auf den Seitenwegen sieht, scheinen still zu halten, die Pferde vor dem Wagen heben die Füße, aber sie setzen sie scheinbar auf denselben Fleck nieder, und wir sind an ihnen vorbei.

Es ist eine ziemlich bekannte Anekdote von einem Americaner, der zum ersten Mal mit einem Dampfwagen fuhr, daß er, als er schnell den einen Meilenstein nach dem andern vorbei fahren sah, glaubte, er fahre über einen Kirchhof und sehe die Monumente; ich sollte sie daher nicht anführen, aber sie charakterisirt ganz die Schnelligkeit und

sie fiel mir ein, obgleich man hier keine Meilenzeiger sieht, es müßten denn die rothen Signalfahnen sein, und derselbe Americaner hätte hier fragen können: weshalb tragen heute alle Menschen rothe Fahnen?

Ich dagegen will erzählen, daß, als wir an einer Planke vorbeifuhren, welche mir zu einer Stange verkürzt erschien, ein Mann an meiner Seite sagte: „Sieh da, nun sind wir im Herzogthum Köthen;" darauf nahm er eine Prise und bot mir die Dose; ich bückte mich, probirte den Tabak, nieste und fragte dann: „Wie lange bleiben wir wohl in Köthen?" — „O," antwortete der Mann, „jetzt fuhren wir gerade wieder heraus, indem Sie niesten!"

Und dennoch können die Dampfwagen doppelt so schnell fahren als hier; jeden Augenblick ist man an einer neuen Station, wo Passagiere abgesetzt und andere aufgenommen werden sollen; die Schnelligkeit wird hierdurch etwas vermindert, man hält eine Minute an, und durch die geöffneten Fenster reichen uns die Aufwärter Erfrischungen, flüssige und feste, wie wir sie haben wollen. Die gebratenen Tauben fliegen Einem buchstäblich, für Bezahlung, gerade in den Mund, und so jagt man weiter, plaudert mit seinem Nachbar, liest in einem Buch oder blickt die Natur an, wo oft eine Heerde Kühe erschrocken sich umwendet, oder sich einige Pferde losreißen und fliehen, weil sie sehen, daß zwanzig Wagen ohne sie in der Welt fortkommen können, ja noch schneller als durch ihre Hülfe; und plötzlich ist man wieder unter Dach, wo der Wagenzug anhält, man ist seine fünfzehn Meilen in drei Stunden gefahren und ist in Leipzig.

Selbigen Tages, vier Stunden später, geht es wieder von hier fort, eine ähnliche Strecke Wegs in derselben Zeit, aber durch Berge und über Flüsse — und dann ist man in Dresden.

Ich habe Mehrere sagen hören, daß durch die Eisenbahnen alle Reisepoesie verschwunden sei und man an dem Schönen und Interessanten vorbei jage. Was Letzteres betrifft, so steht es ja Jedem frei, auf jeder beliebigen Station zu bleiben und sich da umzusehn, bis der nächste Wagenzug anlangt; und in Betreff der Behauptung, daß alle Reisepoesie verschwindet, bin ich völlig entgegengesetzter Meinung. Gerade in den engen, vollgepackten Reisewagen und Diligencen ist es, wo die Poesie verschwinde, man wird hier träge. In der besten Jahreszeit wird man von Staub und Hitze geplagt und im Winter durch schlechte Wege; die Natur selbst erhält man nicht in größern Portionen, aber wohl in längeren Zügen, als im Dampfwagen.

O, welches große Werk des Geistes ist doch diese Erfindung! Man fühlt sich ja mächtig wie ein Zauberer der Vorzeit! Wir spannen unser magisches Pferd vor den Wagen und der Raum verschwindet; wir fliegen wie die Wolken im Sturm, wie der Zugvogel fliegt; unser wildes Pferd wiehert und schnaubt, der Dampf entsteigt seinen Nüstern. Schneller konnte Mephistopheles nicht mit Faust auf seinem Käppchen fliegen! Wir sind durch natürliche Mittel in unserer Zeit eben so stark, als man im Mittelalter nur durch die Hülfe des Teufels sein konnte! Wir sind ihm durch unsern Verstand an die Seite gekommen, und ehe er es selbst weiß, sind wir an ihm vorbei.

Nur selten in meinem Leben habe ich mich so ergriffen gefühlt, nur selten so mit allen meinen Gedanken Gott gleichsam von Angesicht zu Angesicht geschaut. Ich fühlte eine Andacht, wie ich sie nur als Kind in der Kirche, und als Erwachsener in dem sonnenlichten Wald oder auf dem friedlich stillen Meere in sternenklarer Nacht empfunden habe! Im Reiche der Poesie sind nicht Gefühl und Phantasie die allein Herrschenden, sie haben einen eben so mächtigen Bruder, er wird Verstand genannt, er verkündet das ewig Wahre, und darin liegt Größe und Poesie.

VII.

Gellert's Grab.

Auf dem Johannis-Kirchhofe in Leipzig liegt Gellert begraben. Als ich 1830 zum ersten Mal in Deutschland war, besuchte ich dieses Grab. Oehlenschläger's geistreiche Tochter, Charlotte, war damals zum Besuch bei Herrn Brockhaus, sie führte mich dahin und zeigte mir das Grab des Dichters. Tausend Namen waren in den Grabstein geritzt und auf das hölzerne Gitter geschrieben; auch wir schrieben unsere Namen an, sie brach eine Rose vom Grabe und reichte sie mir zur Erinnerung an diese Stätte.

Jetzt, zehn Jahr später, ging ich diesen Weg allein;

leicht fand ich den Friedhof, aber das Grab selbst konnte ich nicht finden. Ich fragte eine arme alte Frau, wo Gellert begraben liege, und sie zeigte mir die Stelle. „Gute Menschen werden immer gesucht!“ sagte die Alte, „er war ein großer Mann!“ und mit stiller Andacht betrachtete sie das einfache Grab. Ich suchte unter den vielen Namen die beiden, welche geschrieben worden, als ich zuletzt hier war, aber das Gitter war neu angestrichen, ja vielleicht seitdem zu wiederholten Malen; neue Namen standen da, nur der auf dem Grabsteine, Gellert's Name war geblieben. Den wird man finden, wenn die neuangeschriebenen verschwunden sind und wieder neue dastehen; der unsterbliche Name steht, wenn die einzelnen Namen des Menschengeschlechts verlöscht sind.

Die alte Frau brach für mich eine Rose ab, eine Rose, so jung und frisch als die, welche Charlotte selbst in der ganzen Frische der Jugend mir auf derselben Stelle gereicht; und ich erinnerte mich ihrer so lebhaft, der frischen Rose, die jetzt im Grabe ruht, deren Seele und Gedanken damals Lebenslust und Jugendmuth athmeten! Dieses Mal schrieb ich meinen Namen nicht an das Gitter; ich verwahrte auf meiner Brust die weiße Rose, und mein Gedanke weilte bei den Todten.

VIII.

Nürnberg.

Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Darf man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll;
Die nimmer nicht veraltet,
Die treue fleiß'ge Stadt;
Wo Dürer's Kunst gewaltet
Und Sachs gesungen hat.

Schenkendorf.

Caspar Hauser's Geschichte trägt ganz das Gepräge eines vergangenen Jahrhunderts, ja wie sehr wir auch von ihrer Wahrheit überzeugt sind, können wir sie doch nicht recht unserer Zeit anpassen; aber soll sie in dieser spielen, so mußte unter Deutschlands großen Städten, wie auch der Fall war, Nürnberg die Scene sein.

Man erzählt von Kotzebue, daß er „die Kreuzritter“ für die Decorationen geschrieben, welche die Bühne schon hatte; man könnte so fast darauf verfallen, daß Caspar Hauser für die Stadt Nürnberg geschrieben sei; denn Augsburg ausgenommen giebt es keine Stadt, welche durch ihr Aeußeres so ins Mittelalter zurückversetzt, als die alte freie „Reichsstadt Nürnberg.“

Als ich vor mehreren Jahren in Paris war, sah ich ein Panorama von dem später weltberühmten Daguerre; es stellte, glaube ich, das Sommerschloß des Dey von Algier vor; man hatte von dem flachen Dach die Aussicht über den Garten, die Berge und das Mittelmeeer. Um aber

die Beschauer in die rechte Stimmung zu versetzen und vorzubereiten, kommt man erst noch durch ein Paar Gemächer, die ganz morgenländisch drapirt sind, und durch kleine Fenster sieht man hinaus über die Spitze einer Palme oder eines hohen Cactus; ich mußte an dieses Arrangement denken, als ich durch das alte Franken gefahren war und in Nürnberg hineinrollte. Nachdem man in der Stadt Hof auf baierschen Boden gelangt ist, beginnt Alles nach und nach die Phantasie zu unterstützen, welche sich in Nürnberg ins Mittelalter zurückzuträumen uud eine correcte, wohlgeordnete Scene für ihren Traum zu haben wünscht.

Nachdem wir München passirt waren, kamen wir in die Berge, und die Gegend gewann immer mehr einen romantischen Charakter. Alles lag in der Abendbeleuchtung. Der Berg „der Ochsenkopf," hier der größte, war ganz in feuchte Wolken gehüllt, der Weg wurde schmal und dunkel; bei Berneck war er ganz von steilen Felsenwänden eingeschlossen; zur Linken, einige Ellen über uns, lag ein verfallener Thurm, der gewiß in alten Tagen hier den Eingang beherrscht hatte. Berneck selbst mit seinen unebenen Straßen, den Lichtern, welche sich hinter den kleinen Fenstern in den alten Häusern bewegten, der Musik des Postillons, welche so wehmüthig erklang, wie die Melodie eines alten Volksliedes — Alles hauchte Romantik in unsere Gedanken. Ich fühlte Lust, diesen Molltönen Worte unterzulegen, Worte vom Raubritter, der auf der Lauer lag droben in dem alten Thurm, während Nürnbergs Kaufleute mit ihren Waaren in dem tiefen Hohlweg vorbei zogen; Worte vom

Ueberfall in der mondhellen Nacht, so wie der rothe und weiße Main ihn sah und später dem Bruder Rhein erzählte an den weinlaubumkränzten Ufern.

Wir fuhren durch Baireuth, Jean Paul's Stadt, und bald erblickten wir in der Morgendämmerung das alte, großartige Nürnberg.

Als ich ganz nahe kam, seine alten grasbewachsenen Vertheidigungsgräben erblickte, seine doppelten Mauern, die vielen Thore mit Thürmen in der Form von aufgerichteten Kanonen, die wohlgebauten Straßen, herrlichen Brunnen und gothischen Gebäude, mußte ich ausrufen: „Du bist doch Baierns Hauptstadt! Zwar hast du München deine Krone geben müssen, aber dein königlicher Werth, deine eigenthümliche Größe sind dir geblieben! Unter deinem Scepter reichten Bürgerfleiß, Kunst und Wissenschaft einander die Hand; weit durch das Land ertönten Adam Kraft's Hammerschläge und die Glocken der Meister Conrad und Andreas; noch lauter sangen Albrecht Dürer's Bilder Nürnbergs Namen, als der Schuhmacher Hans Sachs es vermochte, und der gute Meister hatte doch eine unsterbliche Stimme; Peter Vischer ließ das Erz in kecke Schönheitsbilder fließen, wie sein Geist sie sah; Regiomontan erhob deinen Namen zu den Sternen, während deine Kinder durch ihn größer wurden und das Nützliche und Edle begriffen. Der Marmor formte sich zum Bilde der Schönheit, der Holzblock verwandelte sich in ein Kunstwerk."

Der Postillon blies durch Nürnbergs Straßen. Die Häuser sind von einander verschieden, doch tragen sie

das Gepräge desselben Charakters, alle sind alt, aber gut erhalten; die meisten grün angestrichen, einige mit Bildern an der Mauer geschmückt, andere mit hervorspringenden Erkern und Altanen verziert. Gothische Fenster mit kleinen achteckigen Scheiben werden von dicken Mauern eingeschlossen; auf den spitzen Dächern erhebt sich eine Reihe Giebel über der andern, jeder mit einem kleinen Thurm. In große Metallschalen fällt das Wasser aus den Springbrunnen, die von künstlich geschmiedeten Gittern umschlossen sind. — Doch man kann dergleichen nicht erzählen, es muß gemalt werden; besäße ich das Talent, ich hätte mich auf die gemauerte alte Brücke über dem Fluß gestellt, dessen gelbes Wasser schnell dahinfließt, ich würde die seltsam hervorspringenden Seitenhäuser abgezeichnet haben, den alten gothischen Bau, der auf Bogen, unter denen das Wasser durchströmt, über den Fluß strebt und einem kleinen hängenden Garten mit hohen Bäumen und blühenden Hecken zum Stützpunkt dient. Könnte ich malen, ich würde auf den Marktplatz gehen, mich durch die Menge drängen und den dortigen Springbrunnen skizziren. Zwar prangt er nicht mehr, wie in alten Tagen, mit reicher Vergoldung, aber alle die prächtigen ehernen Figuren stehen noch. Die sieben Kurfürsten, Judas Maccabäus, Julius Cäsar, Hector — ja das sind berühmte Leute! volle sechszehn schmücken die unterste Säulenreihe des Brunnens, und oben darüber tritt Moses hervor mit allen Propheten! Wäre ich Maler, ich ginge nach St. Sebaldi Grab, wenn das Sonnenlicht durch die bunten Fensterscheiben der Kirche auf die Apostelstatuen

fällt, welche Peter Vischer aus Erz goß, und Kirche und Grab sollten gezeichnet werden, wie sie sich in meinem Auge abspiegelten; aber ich bin kein Maler, ich kann es nicht wiedergeben. Ich bin Dichter, daher fragte ich nach Hans Sachs' Haus; man wies mich in eine Seitenstraße und deutete auf ein Haus. Es hatte zwar die alten Formen, aber es war doch ein neues Haus, Hans Sachs' Bild prangte mit seinem Namen darauf, dennoch war es nicht das Haus, wo er lebte und Schuhe nähte. Es ist die Stelle, aber Alles ist neu. Namen und Bild deuten an, dies sei ein Wirthshaus, welches zum Schild seinen Namen und sein Portrait führt. 6263 Komödien, Tragödien, Lieder und Meistergesänge sollen hier geschrieben worden sein.

Von des Dichters Haus ging ich nach des Königs Schloß, und dieses Gebäude harmonirt völlig mit dem alten Nürnberg; ritterliche Pracht draußen und Behaglichkeit drinnen; die Mauern hoch, der Hof selbst eng, aber die große grüne Linde, die hier wächst, hat Duft und Sagen, welche die Stelle angenehm und lieb machen. Die kleinen Gemächer, in denen sich so viel Großes ereignet, scheinen sich in unsern Gedanken zu erweitern, da jeder Fleck ein eignes Interesse erregt. *) Die bunten Wappen an der

*) In einem der Gemächer hängt in einem großen vergoldeten Rahmen ein Gedicht, welches diesen Gedanken ausspricht; es ist in unsrer Zeit von einem Buchbinder Schnerr geschrieben, der in Nürnberg wohnt; der Vers lautet wie folgt:

„Enge wohnte man sonst, weit war es aber im Herzen.
Also ertönte uns jüngst Ludwigs begeisterter Spruch.
Drum — ist klein auch die Burg, in der einst der Kaiser gewohnet,
Fühlt sich gewiß hier Sein Herz heimisch im engen Gemach."

Decke, die alten Heiligenbilder mit steifen goldnen Glorien, welche die Wände schmücken, geben selbst der kleinsten Kammer eine eigene Größe, die der Gedanke jeder Sache verleiht, bei der die Phantasie erregt wird.

Die Oefen, — sie sind alle aus Thon, groß und grünbemalt, — könnten mit ihren tausend vergoldeten Figuren, diesen christlichen und heidnischen Bildern, Stoff zu seltsamen Märchen geben. Welche Abende könnte nicht hier ein Kind erleben und verträumen, wenn das Feuer im Ofen diese mit Wappen bemalten Wände erleuchtet, die goldenen Figuren hervortreten und wieder verschwinden, je nachdem die Flamme sie erhellt; aus den Gedanken des Kindes könnte dann Brentano uns ein unsterbliches Märchen ordnen.

Ich dachte daran, indem ich, während der Schloßvogt mich umherführte und Jahreszahl und Namen hersagte, seinen kleinen Knaben betrachtete, der uns folgte, aber jeden Augenblick anhielt, um in einem Fenster zu spielen. Lieber hätte ich vertraulich mit dem Kleinen gesessen und mir Wahrheit und Träume von ihm erzählen lassen; mehr sind doch im Grunde die meisten Erzählungen nicht, welche Aeltere uns geben und historisch nennen. Ich möchte in mondheller Nacht mit ihm stehen und hinaussehen über die alte gothische Stadt, deren Thürme nach den Sternen zeigen, als wollten sie sie bedeuten, auf die Ebene herabzublicken, wo das Horn des Postillons erklingt, und dann an Wallensteins Reiter denken, die hier zum Kampf geblasen haben. In den Nebeln, die über die Wiese dahinschweben, würde

ich die schwedischen Reiter erblicken, die für ihren Glauben kämpften.

Ich möchte mit dem Kleinen unter der Linde in dem engen Schloßhof sitzen und mit ihm untersuchen, was die Sage berichtet von Eppelin, dem wilden Ritter von Gailingen. Von seiner Ritterburg erspähte er jeden Zug der Nürnberger Kaufleute, die mit ihren Waaren zur Stadt zogen; gleich einem Falken stürzte er herab auf seine Beute. Aber der Falke ward gefangen, der wilde Ritter schmachtete in dieser Burg, wo die Linde wächst. Sein Todesmorgen kam, und es wurde ihm vergönnt, wie es nach alter schöner Sitte immer dem zum Tode Verurtheilten vergönnt war, vor seinem Ende sich die Erfüllung eines Wunsches auszubitten; und der Ritter bat, daß er noch einmal sein treues Pferd reiten dürfe!

Das Pferd wieherte vor Freuden, trug stolz seinen Herrn in dem kleinen Hofe umher, und der Ritter klopfte dessen kräftigen schlanken Hals; die Muskeln schienen dem edlen Thiere zu schwellen, seine Hufe schlugen das Pflaster. Immer kräftiger, immer rascher jagte es im Kreise umher, so daß die Gefangenwärter und Kriegsknechte sich dicht an die Mauern drängen mußten, um Raum zu geben. Sie thaten es ohne Besorgniß, sie wußten das Burgthor sicher verschlossen, der Ritter konnte nicht entweichen. Aber hätten sie lesen können, was in den Augen des Pferdes geschrieben stand, sagt die Chronik, sie würden seinen Lauf gehemmt, des wilden Ritters starke Hände gebunden haben. Was stand im Auge? Es redete seine stumme, aber feurige Sprache:

„In diesem elenden Hofe darf dein ritterliches Blut nicht fließen! hier darf dein wirksames, lustiges Leben nicht enden! sollte ich dich nicht ferner in die muntere Schlacht tragen, durch die tiefen Hohlwege und die grünen Wälder? nicht öfter den Hafer fressen, mir gereicht von deiner tapfern Hand? vertraue meiner ungeheuren Kraft, ich rette dich!"

Und das Pferd hob sich; der Ritter drückte die Spornen in seine Weichen, holte tief Athem, beugte sich über den Hals des Thieres; — von dessen Hufen sprühten Funken, und das halbe Wunder war geschehen, denn das Pferd stand auf der Ringmauer, und bald flogen Beide über den breiten Burggraben und waren gerettet.

Wenn der Wind in der Linde Blättern saust, erzählt sie davon.

Am Fuße der Burg, in einer nahegelegenen Straße, liegt ein altes Haus aus Fachwerk mit drei Etagen, die eine überragt die andere nur wenig. Jeder Fremde steht still und beschauet es. Auf der Flur hängen Wappenschilde, gesandt von verschiedenen Städten Baierns. Wem gehört dies Haus? Wir gehen nur einige Schritte um die Ecke und auf dem kleinen Platz steht das kräftige Bild des Besitzers; das Erz glänzt im Sonnenlicht, es ist Albrecht Dürer's Monument von Rauch. *)

*) Es wurde am 21. Mai 1840 aufgerichtet; begeisterte Gesänge ertönten hier aus jugendlicher Brust; bei der Illumination las man folgende Inschrift an Dürer's Hause:

In diesem Hause schuf einst Dürer seine Werke,
Und hier that ihm die Kunst den Freudenhimmel auf,
Und höher stieg er stets mit neuer Kraft und Stärke —
Er lebte, liebte, litt, und schloß hier seinen Lauf." C.

Der kräftige Geist, welcher Regiomontan, Dürer und Peter Vischer belebte, ist nicht verschwunden; es ist Kraft und Betriebsamkeit in dieser Stadt. Zwar lernte ich während meines kurzen Aufenthaltes hier nur ein Haus kennen, aber Alles darin trug das Gepräge dessen, was man die gute alte Zeit nennt. Der Mann in diesem Hause war ein Bild der Ehrlichkeit und Klugheit, wie die Stadt es von ihren alten Bürgern erzählt. Es war der Buchhändler Campe, ein liebenswürdiger kräftiger Mann, der einzige, mit dem ich hier lebte, aber er war sicher auch der beste Repräsentant, den die Stadt einem Dichter bieten konnte, welcher begeistert und wahr von ihr reden sollte.

Nürnberg gleicht einzelnen kräftigen Alten, bei denen sich noch die Jugend regt, bei denen der Gedanke lebhaft genug ist, sich an die Ideen der Jugend zu knüpfen. Ein redendes Beispiel davon ist die Eisenbahn von Nürnberg bis Fürth; diese Bahn war die erste, welche in Deutschland angelegt wurde. Das alte Nürnberg war die erste Stadt, welche auf den gigantischen Gedanken der jungen Zeit einging, die Städte durch Dampf und eiserne Bänder zu verbinden.

IX.

Erfüllung eines Wunsches.

Als Kind hatte ich einen kleinen Guckkasten, in welchem alle Bilder aus einem alten Buche geschnitten waren. Jedes Bild zeigte ein gothisches Gebäude, ein Kloster oder eine Kirche, davor standen künstlich ausgehauene Springbrunnen; aber unter jedem Bilde las man den Namen der Stadt, und dieser war auf allen: Augsburg. Wie oft hatte ich diese Bilder angesehn und mich in Gedanken in ihre Mitte versetzt, aber niemals konnte ich doch recht erfahren, was die Straßenecke verbarg.

Und nun — nun stand ich ja inmitten der Wirklichkeit dieser Bilder: ich war in Augsburg selbst! Je mehr ich die alten Häuser mit bunter Malerei an den Wänden, die gezackten Giebel, die alten Kirchen und Bildsäulen an den Springbrunnen ansah, desto mehr schien mir das Ganze Zauberei! — Nun stand ich in der Mitte des Guckkastens, der Wunsch meiner Kindheit war erfüllt. Wenn ich wollte, konnte ich erfahren, was die Straßenecke verbarg.

Ich erkannte diese Straßenecke wieder, ich bog um sie, ich fand — Bilder, und zwar solche, wie ich sie als Kind nicht ahnen konnte, ja die zu jener Zeit die Welt nicht ahnete, um wie viel weniger Augsburg. Es war eine Ausstellung von Daguerrotypbildern, die der Maler Isenring von St. Gallen eröffnet hatte. Sie enthielt nur wenige Prospecte und

architektonische Stücke, aber eine Menge Portraits von verschiedener Größe, alle durch das Daguerrotyp aufgenommen. Sie waren ausgezeichnet, man konnte sehen, sie mußten ähnlich sein, es war als betrachte man sie auf einer Stahlplatte, worin sie gravirt waren, und jeder Zug war so genau angegeben, selbst das Auge hatte Klarheit und Ausdruck. Von Allem das Vorzüglichste war das Seidenzeug der Kleider, man glaubte es rauschen zu hören. Hier waren auch einige Versuche, den Portraits Farben zu geben, aber alle diese sahen aus wie Gesichter bei Beleuchtung eines starken Feuers, dieselbe war gar zu röthlich. In fünf bis zehn Minuten wurde ein solches Portrait fertig.

Dachte ich es nicht als Kind: könnte ich um diese Ecke kommen, würde ich neue Bilder sehn; und ich sah neue, welche die neueste Zeit uns gebracht.

Wie wünschte ich nicht, als ich damals in den Guckkasten blickte: könnte ich doch die breite Treppe hinaufgehn, hinein durch die große alterthümliche Thüre! Nun konnte ich es, that es, und stand in der untersten Halle des prächtigen Rathhauses. Die bronzenen Büsten der römischen Kaiser starrten den kolossalen Adler an, gleich ihnen aus Bronze gegossen, doch war dieser beweglicher. Napoleon gebot einst, er solle nach Paris fliegen, des Kaisers Vogel gehöre in des Kaisers Stadt, und der Vogel flog; aber auf der Grenze, wo Straßburgs Thurm als Scheide steht, ruhte der Adler aus. Bei Tagesanbruch krähte der gallische Hahn, wie der Hahn krähte, als Petrus seinen Herrn verrieth. Große Begebenheiten traten ans Licht — da flog

der Adler wieder zurück nach dem alten Augsburg, wo er noch sitzt und nachsinnt. Das sah ich, als ich die breite Treppe hinauf und durch die große alterthümliche Thür trat.

Könnte ich doch in den Guckkasten hinein, das wünschte ich als Kind; und ich kam hinein auf die einzig natürliche und wünscheuswerthe Weise. Wohl währte es einige Jahre, ehe es in Erfüllung ging, aber erfüllt wurde es doch! — Ich war in Augsburg.

X.

München.

Der alte Theil der Stadt München kommt mir vor wie ein veredelter Rosenstock, aus welchem jährlich neue Zweige hervorschießen, aber jeder Zweig ist eine Straße, jedes Blatt ein Palais, eine Kirche oder ein Monument, und Alles erscheint so neu, so frisch, denn es hat sich in diesem Augenblick entfaltet.

Unter den Alpen, wo der Hopfen sich über die Hochebene rankt, liegt Germaniens Athen. Hier ist das Leben billig, hier sind viele Kunstschätze zu sehn, und ich habe hier viele liebenswürdige Menschen gefunden, die mir theuer geworden sind; dennoch möchte ich nicht hier leben, wo die Kälte stärker ist, als in Dänemark. Die kalten Winde von

den Alpen streichen eisig kalt über das hochgelegene Baierland, und die Alpen selbst locken wie der Berg der Venus; „dorthin! dorthin!“ singen sie. Hinter diesen dunkelblauen, kühnen Bergen liegt Italien.

Jede Stadt, von dem ewigen Rom bis zu unserm grabesstillen Soröe, hat ihren eigenthümlichen Charakter, mit dem man vertraut werden, ja gleichsam verwachsen kann; aber München hat von allen Städten etwas, man weiß nicht recht, ob man im Süden oder im Norden ist; ich wenigstens wurde hier von einer Unruhe, einer Lust, von dannen zu ziehen, erfüllt.

Sollte man finden, daß meine Darstellung Münchens zerrissenen und einander widersprechenden Bildern gleiche, dann habe ich gerade nach dem Eindrucke, den die Stadt auf mich machte, die richtigste Schilderung gegeben. Alles schien mir hier im Widerspruch: Katholicismus und Protestantismus, griechische Kunst und bairisches Bier. Uebereinstimmung habe ich hier nicht gefunden, jede hübsche Einzelnheit schien von ihrer eigentlichen Heimath herberufen und um das alte München aufgestellt, welches eine Stadt ist wie hundert andere Städte Deutschlands. Das Posthaus mit seinen rothbemalten Wänden und schwebenden Figuren ist von Pompeji hergeholt; das neue Schloß ist ein Abbild vom Palais des Großherzogs von Toscana in Florenz, Stein für Stein sind sie einander ähnlich. Die Aukirche mit ihren gemalten Fenstern und ihrem colossalen Spitzthurm, in welchem die einzelnen Fäden mächtige Steinblöcke sind, erinnert an die Stephanskirche in Wien, während die Hofkirche mit

ihren Mosaikbildern auf goldenem Grund uns nach Italien versetzt. Eigenthümlich und großartig habe ich in München nur eine Partie gefunden und das ist die Ludwigsstraße; die hier im entgegengesetzten Styl aufgeführten Gebäude schmelzen in einer Einheit zusammen, wie die verschiedensten Blumen eine schöne Guirlande bilden können. Die in gothischem Styl erbaute Universität, die italienischen Paläste, selbst der Garten nebenan mit den gemalten Bogengängen bieten hier ein abgerundetes Ganzes. — Ich glaube, käme man nur durch diese Straße und würde später nach Schwanthaler's und Kaulbach's Atelier geführt, dann hätte man das beste Bild von dem, was München sein soll; will man es aber sehen, wie es wirklich ist, dann muß man auch den „Bockkeller" besuchen, wo die wohlhabenden Bürgerfamilien, bei ihrem Bierkrug sitzend, Rettige und Brod essen, während die Jugend nach der Violine tanzt. Man muß durch die langen Straßen wandern, welche im Bau begriffen sind, oder richtiger, die Landstraße entlang gehen, an deren Seite Häuser gepflanzt werden.

Die meisten jungen Künstler, welche nach Süden reisen, bleiben lange in München und sprechen später mit großer Begeisterung von ihrem dortigen Aufenthalt. Aber der Grund für ihr langes Verweilen liegt, glaube ich, darin, daß es hier so überaus billig ist, und kommen sie gerades Wegs vom Norden, dann ist München die erste Stadt, wo es etwas für sie zu sehen giebt. Die meisten wahren Künstler sind natürlich und liebenswürdig; gemeinsame Liebe für die Kunst fesselt sie an einander, und im ausge-

zeichneten bairischen Bier, welches nicht theuer ist, wird Brüderschaft getrunken. Dies Alles zusammengenommen wirft später einen Glanz auf die Stadt, der für viele Erinnerungen den Hintergrund bildet.

Des Königs Ludwig von Baiern Kunstliebe hat Alles, was wir in München schön nennen, hervorgerufen; durch ihn erhielt manches Talent Gelegenheit, seine Flügel zu entfalten. König Ludwig ist Dichter, doch schreibt er nicht nur Gedichte mit Feder und Tinte, die großartigeren läßt er aus Marmor und Farben entstehen. Seine „Walhalla" ist ein Marmorwerk, aufgerichtet an der Donau, wo sie das alte Regensburg besucht. In Schwanthaler's Atelier habe ich die mächtigen Figuren gesehen, die, zusammengestellt, das Frontispiz gegen die Donau schmücken sollten und uns die Hermannsschlacht zeigen. Noch eine Dichtung derselben Art, noch ein großer Gedanke ist der Main- und Donau-Canal, wodurch jetzt die Nordsee mit dem schwarzen Meere verbunden wird. In Schwanthaler's Atelier sah ich auch die Titelvignette, wenn ich das Monument so nennen darf, für dieses Werk, sie zeigt uns die Flußnymphe Donau und den Flußgott Main.

Der Königsbau, der, wie oben erwähnt, in seinem Aeußern eine Nachahmung des Palazzo Pitti in Florenz ist, hat dagegen in seinem Innern, wenn man die pompejanisch decorirten Gemächer und den prächtigen Rittersaal mit den vergoldeten Kurfürsten ausnimmt, einen Duft von Deutschthum, welcher der Phantasie und den Gedanken wohl thut. Von den Wänden strahlt in Bildern, was

Deutschlands Barden gesungen und das Volk in sich aufgenommen hat; in kühnen Umrissen zeigt sich hier das Nibelungenlied; der Taucher wagt sich hinab in den Strudel, Lenore reitet im Mondschein mit dem Todten, und der Erlkönig lockt das Kind, das mit seinem Vater durch das Gebüsch reitet.

Eine hübsche Wendeltreppe führt auf das flache Dach des Schlosses, von wo aus man die ganze Isarebene und die Alpen übersieht, welche wenigstens bei mir immer Unruhe und Reiselust erweckten. Ich glaubte sie auch an Allem, was ich in der Tiefe erblickte, zu bemerken. Das Posthorn erklang, die Diligence rollte fort; ich sah den Rauch von der pfeilschnell dahineilenden Locomotive, welche eine Reihe Wagen auf der Eisenbahn führte; unten im Schloßgarten, wo der Isarfluß sich schlängelt, brauste das Wasser mit einer Eile, wie ich sie nie zuvor in einem Garten sah; „fort, fort!" war die Losung des Ganzen. Selbst Straßen und Gebäude in der neuen Stadt wollten sich ja noch nicht recht aneinander anschließen. Die Pinakothek mit ihren erhöhten Fenstern im Dach hat von hier aus das Ansehen eines großen Treibhauses, und das ist sie ja auch; dort, wie in der Glyptothek, wandelt man zwischen den schönen Gewächsen der Kunst, die von allen Enden der Welt zusammengeführt sind. In der Pinakothek werden Farbepflanzen getrieben, und die Säle sind eben so prächtig wie die Gewächse. In der Glyptothek stehen die unsterblichen Marmorgewächse mit Scopas', Thorwaldsen's und Canova's Namen; und wie mit duftenden Schlingpflanzen, prangen die Wände in

Farben, welche der Nachwelt von Cornelius, Zimmermann und Schlotthauer erzählen werden.

Dem Königsbau zunächst steht das Theater, ja es ist sogar durch einen kleinen Anbau mit demselben verbunden. Es ist sehr großartig, die Maschinerie bewunderswerth, die Decorationen prächtig. Aber eine Unsitte herrscht hier, und zwar die am meisten störende, nämlich das alle Illusion aufhebende Hervorrufen. Nie sah ich es von grellerer Wirkung als hier eines Abends, bei der Aufführung der Oper: Guido und Ginevra oder die Pest in Florenz. Im dritten Act des Stücks ist die Bühne in zwei Theile geschieden; der unterste Theil stellt ein Grabgewölbe vor, wo Ginevra, die man an der Pest gestorben glaubt, in ihrem Sarge liegt; der oberste zeigt die Kirche, wo die Seelenmesse über ihrem Grabe gesungen wird; die Trauernden gehen fort, die Kirche ist leer und dunkel, es ist Nacht, Ginevra's Todesschlaf zu Ende, sie erwacht und erkennt sogleich das Schreckliche, lebendig begraben zu sein; die Musik ist hier höchst bezeichnend und von größter Wirkung. Mit großer Anstrengung schleppt sie sich die Treppe hinauf, die in die Kirche führt, aber die Fallthür ist verschlossen, sie hat nicht die Kraft sie aufzuheben und verzweifelt. Da kommt eine Schaar wilder Kirchenräuber, die Pest raset ja in dieser großen Stadt, alle Gesetze, alle Liebe und Frömmigkeit sind verschwunden, sie plündern selbst die Todten und dringen nun in Ginevra's Grab, werden aber von Schrecken ergriffen, als sie die vermeinte Todte in ihrer Mitte stehen sehen. Sie sinken auf die Kniee,

und noch einmal versucht Ginevra die Treppe zu ersteigen und durch die von den Räubern geöffnete Thür zu entkommen; es glückt ihr, sie steht in der Kirche und jubelt: „ich bin gerettet!“ — worauf sie die Bühne verläßt. Die Sängerin spielte lebhaft, sang gut, und die Musik ist, wie gesagt, hier höchst entsprechend; nun aber fiel das Publicum ein mit Schreien und Herausrufen; Ginevra zeigte sich wieder, und um ihren Dank auszusprechen, lief sie mit größter Leichtigkeit durch die Kirche, die Treppe hinab ins Grabgewölbe, bis vorn an die Lampen, machte ihren Knix mit dem glücklichsten Gesicht von der Welt und hüpfte so denselben Weg zurück, den sie gekommen und wo man sie vor einer Minute halbtodt sich fortschleppen gesehen hatte. Für mich wenigstens war von diesem Augenblick an das ganze Schönheitsbild zerstört.

Aber ich will mich zur Verherrlichung der Kunst in Baierns Hauptstadt wenden, und da treten die Namen Cornelius und Kaulbach hervor; zuerst will ich von dem jüngern, also von Kaulbach sprechen. Jeder, der in der letzteren Zeit in Berlin gewesen ist, kennt gewiß sein geniales, berühmtes Bild: „die Hunnenschlacht.“ Ich hörte mehrere Künstler, freilich Leute, die nach meiner Meinung nichts Großes geliefert hatten, sich sehr hart über den Künstler aussprechen und ihn als stolz und zurückstoßend beschreiben; gleichwohl beschloß ich, einen Besuch in seinem Atelier zu machen; ich wollte den Mann und seine neueste Arbeit, „Jerusalems Zerstörung,“ sehen, worüber man sich höchst verschieden aussprach. Ohne irgend einen Empfehlungsbrief begab ich mich in sein Atelier, welches in einem entlegenen Theile der

Stadt an dem Isarflusse sich befindet. Ueber eine von einer Planke eingeschlossene kleine Wiese gelangte ich in das vorderste Atelier. Der erste Anblick hier war ein lebhaftes, höchst eigenthümliches Bild, wie ich es nie zuvor gesehen: ein junges Mädchen, ein Modell, lag in einer schlafenden Stellung ausgestreckt, einige junge Maler standen beschäftigt rings umher, einer zeichnete, ein anderer spielte Guitarre und sang dazu ein Ora pro nobis, während der dritte, gerade indem ich eintrat, eine Champagnerflasche knallen ließ. Ich fragte nach Kaulbach und man wies mich in ein größeres Zimmer nebenan, wo der Künstler mir entgegentrat. Kaulbach ist ein junger Mann mit einem genialen Gesicht; er ist blaß und hat leidende Züge; aber es spricht eine Herzlichkeit aus den stolzen Augen, eine Herzlichkeit, wie die, mit der er mich empfing, als ich sagte: ich sei ein Fremder, welcher Keinen habe, der mich bei ihm einführen könne, daher müsse ich mich selbst vorstellen, wenn ich nicht von München abreisen wolle, ohne ihn und seine Arbeiten gesehen zu haben. Er fragte nach meinem Namen, und als ich diesen nannte, war ich ihm nicht mehr fremd. Er drückte meine Hand, hieß mich willkommen, und einige Minuten später waren wir schon alte Freunde. Wie viel Neid und Beschränktheit lag nicht in dem Urtheil, welches ich über diesen genialen Künstler gehört hatte! Er führte mich nun vor einen Carton zu seiner neuesten großen Malerei, die schon eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, „Jerusalems Zerstörung.“ Es war zum ersten Mal auf dieser meiner Reise, zum ersten Mal während meines ganzen

Aufenthalts in München, daß ich mich recht froh, hingerissen und von großen kräftigen Gedanken beseelt fühlte. Alles, was ich vor Kurzem bei andern jungen Malern gesehen und hübsch gefunden hatte, erschien mir hier nur als Vorstudien für dieses Werk. Es überfiel mich ein Gefühl, verwandt mit dem, welches Einen befallen muß, wenn man, nachdem man einige kleine Lustspiele, Gedichte oder Alltagsnovellen gelesen hat, Dante's Divina Commedia oder Goethe's Faust zu lesen beginnt; in diesen ist etwas so Großartiges, daß jene andern Schriften, wie vollendet sie auch in ihrer Art sein mögen, doch in jenem Augenblick so untergeordnet dastehen, daß sie uns fast ohne alle Wirkung vorkommen; und dennoch sah ich dieses Werk von Kaulbach, welches sicher einmal in der Kunstwelt einen Platz gewinnen wird, gleich dem, den Michel Angelo's „jüngstes Gericht" einnimmt, nur im Carton, sehr klein ausgeführt. Als ein Wendepunkt in der Weltgeschichte, als eine Begebenheit von mehr als gewöhnlich historischem Charakter zeigt sich die Zerstörung Jerusalems, und so hat Kaulbach sie aufgefaßt und giebt sie wieder, indem er seinen Stoff aus den Propheten und Josephus entnommen hat. Oben sieht man auf Wolken, umgeben von einer Glorie, Jesaias, Jeremias, Hesekiel und Daniel; sie verkünden Jerusalems Fall und zeigen dem Volke, was in den Büchern geschrieben steht. Unter den Propheten schweben die sieben Strafengel als die Vollstrecker von Gottes Zorn. Man sieht die Noth des jüdischen Volkes, der Tempel steht in Flammen, die Stadt ist eingenommen, die Römer pflanzen ihre Adler um

den heiligen Altar, während Titus mit den Lictoren über die zertrümmerte Mauer hereindringt. Im Vordergrund des Bildes sieht man den Hohenpriester des Tempels, der sich und seiner Familie beim Fall des Heiligthums selbst den Tod giebt; zu seinen Füßen sitzen und liegen die Leviten mit ihren Harfen, den Harfen, die bei Babylons Wasserflüssen erklangen, als noch der Gedanke an Zion lebte, aber nun sind sie verstummt, denn Alles ist verloren.

Zur Rechten zieht eine christliche Familie aus der Stadt, zwei Engel begleiten sie, die wehenden Palmenzweige deuten auf den Märtyrertod; zur Linken sieht man den ewigen Juden, den Schuhmacher von Jerusalem, der von drei Dämonen aus der Stadt gejagt wird, er ist der Repräsentant des jetzigen Judenthums, des Volkes ohne Heimath.

Der Künstler ging mit mir jede Einzelnheit durch und zeigte mir die besonderen Studien, welche, jede für sich, schön ausgeführte Bilder waren. Später sah ich die Skizze zu seiner berühmten „Hunnenschlacht.“ Wie schweben doch diese Riesengeister! wie herrlich erhebt sich Attila, auf Schildern durch die Luft getragen! Ich sah auch die genialen Zeichnungen zu Goethe's Faust und Reineke Fuchs, und verließ mit hoher Bewunderung den genialen, freundlichen Künstler, dessen Persönlichkeit mich eben so sehr ansprach als seine Arbeiten.

Eines der größten Werke, welches München von Cornelius besitzt, ist ohne Zweifel sein „Jüngstes Gericht,“ das sich in der noch nicht vollendeten Ludwigskirche befindet. Vor sechs Jahren sah ich in Rom den Carton zu diesem Bilde; damals machte ich des großen Künstlers Bekannt-

schaft. Zwei Abende vor meiner Abreise nach Neapel traf ich nämlich in der Osteria bei der Piazza Barberina, im Kreise der Dänen, einen Deutschen, den ich zuvor noch nicht gesehen. Er hatte durchdringende, kluge Augen, war sehr beredt und ließ sich mit mir über die neuere deutsche Literatur in ein Gespräch ein. Wir sprachen lange mit einander; und als er sich erhob, um sich zu entfernen, fragten ihn zwei meiner Landsleute, ob sie sich am folgenden Tage in seinem Atelier einfinden und den Carton zu seiner neuesten Arbeit sehen dürften. „Ich wünsche nicht gerade," antwortete der Mann, „daß er von Vielen gesehen wird, aber kommen Sie nur, unter der Bedingung, daß Sie als Entreebillet diesen Herrn mitnehmen!" und er zeigte auf mich. Keiner hatte mir gesagt, mit wem ich gesprochen, ich hörte jetzt erst, daß er ein Maler sei, und deren giebt es in Rom vollauf. Ich lehnte dankend die Einladung ab und bemerkte, daß ich schon übermorgen abreisen wollte und am nächsten Tage noch einmal in der borghesischen Galerie zu sein wünschte. — „Sie werden schon kommen!" sagte er mit einem Lächeln, legte die Hand auf meine Schulter und ging schnell fort.

Kaum war er zur Thür hinaus, als ein Paar meiner Landsleute mich ausschalten wegen meiner beispiellosen Unart, wie sie es nannten, eine Einladung von — Cornelius abzulehnen; „ich hätte ja an seinen Augen wie an seiner ganzen Persönlichkeit sehen müssen, wer er sei!" äußerte man. Ich hatte nun zwar dieses Vermögen nicht, indessen ging ich mit den Andern am nächsten Tage zu ihm, und er empfing mich mit einem Lächeln: „Sagte ich nicht, Sie

würden kommen?" — Wir sahen nun den Carton zu dem berühmten Gemälde: „Das jüngste Gericht." Unsere persönliche Bekanntschaft in Rom war also sehr flüchtig, erst hier in München ward es mir vergönnt, seine liebenswürdige Persönlichkeit recht zu schätzen und die Freundschaft und Herzlichkeit des großen Künstlers zu genießen.

Bei dem berühmten Maler Stieler, welcher, so wie seine hübsche geistreiche Frau, mir herzlich entgegen kam, traf ich mit Cornelius und dem Philosophen Schelling zusammen, Männern, deren Bekanntschaft und Freundschaft meinem kranken Gemüth wohl thaten — doch diese Erinnerungen gehören in das Album des Herzens und nicht in dieses Buch, welches für Jeden zum Lesen offen steht.

Von kleinen Begebenheiten, deren man immer einige in einer fremden Stadt erlebt, wenn man sich dort einige Wochen aufhält, will ich eine mittheilen. Ich spazierte durch einige Straßen Münchens und kam an einem Buchladen vorbei, wo ich unter den ausgestellten Büchern eine deutsche Ausgabe meines Romanes „der Improvisator," aufgenommen in die „Miniaturbibliothek der ausländischen Classiker," sah. Ich ging hinein und verlangte das Buch; ein junger Mann reichte mir ein kleines Heft, welches den ersten Theil enthielt.

„Aber ich wünsche den ganzen Roman!" sagte ich.

„Das ist der ganze!" antwortete er, „er enthält nicht mehr Theile, ich habe ihn selbst gelesen, mein Herr!"

„Finden Sie denn nicht," fragte ich, „daß er etwas schnell abbricht, daß man eigentlich keine Auflösung erhält?"

„Ja wohl!“ sagte er, „aber es ist in diesem wie in den französischen Romanen, der Dichter deutet einen Schluß nur an und so muß man ihn sich selbst ausmalen!“

„Das ist hier nicht der Fall,“ unterbrach ich, „dieses ist nur der erste Theil, den Sie mir gegeben haben!“

„Ich sage Ihnen ja,“ sagte er halb böse, „ich habe ihn gelesen!“

„Aber ich habe ihn geschrieben!“ antwortete ich.

Der Mann maß mich von oben bis unten und widersprach mir nicht, aber ich konnte seinem Gesichte ansehen, daß er mir nicht glaubte.

An einem der letzten Abende meines hiesigen Aufenthalts wußte ich, daß zu Hause in Dänemark, in der Familie, wo ich als Sohn und Bruder betrachtet werde, ein Hochzeitfest war. Ich ging gerade spät Abends längs dem Ufer der Isar; auf der andern Seite des Flusses kam eine Schaar lustiger junger Leute, sie ließen eine brennende Fackel vor sich her tragen, und der rothe Schein tanzte auf der Wasserfläche; sie sangen lustige deutsche Lieder, während die Sterne durch die kahlen Baumzweige schimmerten; in meinem Herzen war auch Gesang und Fackelschein. Die Brieftaube flog mit meinem Gesang dem heimathlichen Norden zu, als ich über die Alpen fuhr. Hier ist der Gesang:

Noch sitzest Du heim, noch sitzest Du dort
In Deiner bräutlichen Tracht.
Ein Fremder bin ich am fremden Ort
Und soll erschaun seine Pracht.
Seine Hand ist am Altar in Deine gelegt,

Der muntere Kreis nun singet im Chor,
Da ist Becherklang,
Da ist Brautgesang —
Mein Geist schwingt sich im Gebet empor!

Ob Euch, die ich in der Heimath verließ,
Einst wieder ich seh'?
Du warst mir Schwester, so mild, so süß —
Gottes Wille gescheh'!
Und morgen geh' ich über Alpenschnee,
Ich denke an Euch wo die Rosen stehn,
An das freundliche Wort,
An den Traum im Nord,
Ich bete für Euer Wohlergehn!

XI.

Tyrol.

Alle Berge waren mit Schnee bedeckt, die dunkeln Tannen gleichsam überpudert. Zur Linken deutete ein kahler dunkler Streifen das tiefe Bett des Flusses Inn an; von da herauf dampften Wolken, sie wälzten sich fort wie Nebel und trieben vor dem Winde, indem sie Schnee und Tannen auf der Bergseite bald verhüllten, bald hervorhoben.

Grenzsoldaten, in großen grauen Mänteln, plumpen wollenen Handschuhen und mit dem Gewehr auf der Schulter, begegneten uns am frischen, kalten Morgen.

Wir hatten Seefeld verlassen und waren nun auf dem höchsten Punkt des Berges, wir sahen das ganze Innthal tief, tief unter uns. Gärten und Felder nahmen sich aus wie Beete in einem Küchengarten, der Inn selbst erschien als eine schmale Rinne mit Wasser. Dicht neben uns Ruinen, rings umher Wolken und Berge mit Sonnenschein und starken Schlagschatten. Aehnliches kann nicht in seiner Ganzheit gemalt werden, und gerade dadurch macht es den größten Eindruck. Außerhalb der Wirklichkeit kann diese Größe sich nur in der Erinnerung dem Tyroler selbst zeigen, wenn er, fern von seiner Heimath, in fremden, flachen Ländern seine einfachen melodischen Lieder singt. Eins entbehrt er jedoch, eins giebt es, was die Erinnerung nicht wiederzugeben vermag, und gerade dieses macht den Nimbus der Natur in diesen Gegenden aus: es ist die tiefe Stille, diese todtenähnliche Ruhe, welche durch das einförmige Pfeifen des Rades und durch das Geschrei des Raubvogels nur noch mehr hervorgehoben wird.

Als ich vor mehreren Jahren auf meiner Rückreise aus Italien denselben Weg kam, hielt ich mich einige Tage in Innsbruck auf und machte damals mit einem jungen Schottländer mehrere Wanderungen in die Berge. Er fand eine große Aehnlichkeit zwischen der Natur hier und in seiner Heimath bei Edinburg; die spielenden Kinder vor den Bauerhäusern, die überall hervorsprudelnden Quellen, der Klang der Glocken am Halse des Viehs — Alles war wie dort. Er wurde ganz wehmüthig, und als ich, um den Eindruck des Bildes zu verstärken, eine bekannte schottische

Melodie zu singen begann, brach er in Thränen aus und wurde krank; wir mußten uns niedersetzen, und, sonderbar genug, als ich mich umsah, stand auf der einsamen Stelle, zwischen den kahlen Klippen ein hölzernes Monument, worauf hebräische Buchstaben gemalt waren. Ich fragte einen vorübergehenden Hirten nach der Bedeutung desselben, und er sagte, daß ein Jude hier begraben liege, man habe keinen Kirchhof für Leute der Art, daher sei er hier hinaus in die Berge gelegt, aber einer seiner Glaubensgenossen, welcher mit ihm gereist, habe ihm dieses Monument setzen lassen. Meine Phantasie wurde bei dieser Erzählung in eben so starke Bewegung gesetzt, wie des Schottländers Gefühl beim Anblick der Natur, und doch vergaß ich so ganz diesen Augenblick, welcher wie eine duftende Blume voll Poesie hier erblühte! An hundert andere unbedeutende Dinge habe ich mich erinnert, nur daran nicht, und nun plötzlich, als ich Innsbruck vor mir sah, als ich an dem kleinen Bergpfad vorbeirollte, dann hinaufging, wo die Quellen plätschern, ganz wie an jenem Abende, erwachten die Gedanken so lebhaft; es war, als fragten mich die Wasser: „erinnerst du dich dessen nicht?" Mir schien es, als wären nur wenige Stunden vergangen, seitdem ich hier war, ich wurde gedankenvoll und das mit Recht. Wie viele Erinnerungen schlummern nicht in unserer Seele, wie viele, welche zu vergessen wir uns freuen könnten! Ob nun einst alle diese Erinnerungen auf einmal erwachen? Ich dachte an das Wort der Schrift: „wir sollen Rechenschaft ablegen von jeglichem unnützen Wort, das wir geredet haben!" Wir erinnern uns ihrer wohl; ich glaube,

daß die Seele nichts vergißt; Alles kann wieder erweckt werden, so lebendig als in der Minute, da es geschah. Unsere Gedanken, Worte und Thaten sind Pflanzen, die wir in die Erde senken, und eines großen Theils erinnern wir uns vollkommen, aber erst am Ende wenden wir uns um und erblicken dann das Ganze in seinem Flor, und dies ist das Paradies oder die Hölle, die unser ist.

Soll ich Innsbruck zeichnen, dann kommt zuerst ein brausender Strom mit vielen Holzflößen, von zwei oder drei Männern gesteuert; ich muß starke hölzerne Brücken und schiefe Straßen mit Läden in den plump gebauten Bogengängen andeuten; aber eine Straße muß ansehnlich und breit sein, die Sonne muß auf die Altäre dort und auf den goldnen Mond scheinen, den die Madonna trägt. Leben und Treiben müssen angedeutet werden, die Tyrolerinnen mit plumpen Hüten, schlanke österreichische Offiziere und Reisende mit ihrem Buche in der Hand müssen einander kreuzen, so hätten wir das Bild der Stadt. Aber der sie umschließende Rahmen ist großartiger, er giebt dem Bilde Relief; der Rahmen sind die hohen Berge; sie erscheinen wie drohende Gewitterwolken, welche über uns hinziehen wollen.

Bald fand ich denselben Spaziergang, den ich mit dem Schottländer besucht. Unverändert brausete der Inn, die Flöße glitten unter den starken Brücken den Strom hinab, ganz wie zuvor. Ich ging den Weg hinauf, wo die Quellen sprudeln; auf allen Häusern prangten große Madonnenbilder, eins genau dem andern nachgemacht, dieselben

Farben der Kleidung, dieselbe Stellung der Mutter und des Kindes. An der Mauer herab und das Fenster ganz bedeckend — man hatte nur eine kleine Oeffnung gelassen — hing, wie ein großer Teppich, die wachsgelbe Maisfrucht, um in der Sonne zu reifen; muntere Kinder spielten in der Straße, Alles wie vor Jahren. Ich folgte dem Fußsteig und stand zwischen den schweigenden Felsen, wo ich das Monument mit der hebräischen Grabschrift gesehen, und erblickte noch einen Theil desselben, aber nur einen Theil. Im Grase lag ein Stück Planke, mit halb verlöschten hebräischen Buchstaben, hohes Gras schoß um den Pfahl empor, der sie getragen; ich sang wieder meine schottische Weise und blickte auf die Natur ringsum, diese und der Gesang lebten unverändert. Ich dachte an meinen schottischen Freund, der vielleicht jetzt Familienvater war, möglicherweise in diesem Augenblick in seinem weichen Lehnstuhl saß und nach einer guten Mahlzeit sein Schläfchen machte, vielleicht träumend von diesem oder jenem, was er erlebt; vielleicht träumte er gerade von dieser Stelle, vielleicht sah er die Stadt, den Fluß und die Berge eben so deutlich als ich, denn die Seele erinnert sich selbst der kleinsten Einzelnheiten und malt sie aus. Er träumte vielleicht, daß ich ihm das schottische Lied an dieser Stelle vorsinge, und er erwachte, blickte auf und sagte: „das hatte ich ganz vergessen; wie man doch träumen kann!“ Der Traum wäre aber gerade reine Wirklichkeit gewesen, denn ich stand wieder am Grabe und sang die schottische Melodie.

Die blanken Messingkugeln auf dem hohen Kirchthurme,

unten in der Stadt, glänzten in der Abendsonne; ich ging hinunter, die Hofkirche stand offen, wie es in katholischen Ländern Sitte ist; das Licht strahlte röthlich durch die großen Scheiben. Vom Eingange bis hinauf zum Chor stehn metallene, colossale Figuren, die deutschen Kaiser und Kaiserinnen vorstellend, gewiß alle zur nämlichen Zeit und von demselben Meister gegossen. Obgleich sie kaum als Kunstwerke betrachtet werden können, verleihen sie doch der Kirche ein eigenthümliches Gepräge; es war wie ein aufgeschlagenes Legendenbuch, welches von der Ritterzeit erzählt. Selbst das weiße Monument im Gange zur Linken paßt gut, wenn auch nicht als ein Theil des Bildes, doch als eine frische Blume, welche ins Buch gelegt ist, ein duftendes Zeichen; es ist eine Alpenpflanze, die von den kräftigen Bergen, von der Liebe zur Heimath hier, von der Treue gegen den Landesherrn erzählt, es ist das Monument Andreas Hofer's. Die Fahne in der Hand und das Auge zum Himmel erhoben, scheint der tapfere Tyroler zum Kampf für seine Berge, seinen Heerd und Kaiser Franz fortzuschreiten.

Von Innsbruck führt der Weg über den Brenner nach Italien. Es war gegen Abend am 4. December, als ich in der Diligence den Berg hinauf fuhr, gut in einen Mantel eingehüllt und wollene Strümpfe über die Kniee gezogen; denn es werde dort oben kalt sein, hatte man mir prophezeit, vielleicht liege der Schnee so hoch, daß wir uns durchschaufeln müßten; es war die schlimmste Jahreszeit. Aber hinüber mußten wir. Der Weg führt beständig im Zickzack hinauf und es geht langsam. Der Rückblick ist

großartig und wird mit jedem Schritte von größerer Wirkung. Die Luft war ganz rosenfarben, die mit Schnee bedeckten Berge sahen aus wie glänzende Silberwolken, und so wie der rothe Schimmer aus der Luft verschwand und diese sich immer tiefer im reinsten Blau färbte, lagerte sich Nacht auf die Thäler; die Lichter der Stadt erglänzten, als läge dort unter uns ein Sternenhimmel. Der Abend war so still, wir hörten den Schnee unter dem Wagenrade knistern. Der Mond, noch im ersten Viertel, schien klar genug, um alle Gegenstände ringsum in dem weißen Schnee zu erleuchten, ohne uns des Anblicks der vielen Sterne zu berauben; oft sah man einen klar und funkelnd gerade an einer Bergspitze, dann nahm es sich aus, als sei dort ein Leuchtfeuer angebrannt. Die Räderspur ging dicht an dem tiefen schwindelnden Abgrund, an welchem kein Geländer ist, nichts als hier und da eine mächtige Fichte, die mit ihren langen Wurzeln sich an dem Abhange festhält; im Mondlicht erschien die Tiefe bodenlos. Welche Stille! Nur der Laut von dem Brausen eines Baches war hörbar. Nicht einem einzigen Wanderer begegneten wir, nicht ein Vogel flog an uns vorbei. Bald wurde es so kalt, daß sich Eisblumen am Wagenfenster bildeten, und wir sahen nur die Strahlen des Mondes gebrochen durch diese Blumen. Wir hielten in Steinbach an, wo wir uns in der Gaststube um einen großen Ofen versammelten und uns mit einem frugalen Mahl erquickten, während der Kutscher den Wagen mit Heu anfüllte, damit wir die Füße warm halten könnten. Es lag oben nicht viel Schnee, war aber bitter kalt.

Ungefähr um zwölf Uhr passirten wir den Brenner, den höchsten Punkt, und obgleich die Kälte sich fortwährend gleich blieb, fühlten wir sie doch weniger, da wir mit den Füßen in dem warmen Heu und mit den Gedanken in dem warmen Italien waren, dem wir entgegen rollten. Die zugefrornen Scheiben begannen aufzuthauen, die Sonne brach hervor, die Fichtenvegetation wurde immer üppiger, der Schnee unbedeutender. „Nach Italien geht es!" jubelten wir, und doch fror der Postillon draußen, daß Wangen und Nase dieselbe Farbe hatten wie die Morgenwolken.

Der Weg folgte beständig dem brausenden Fluß. Die Felsen ringsum sind nicht hoch und haben ein wunderlich zerbröckeltes Aussehen; man wähnt, es seien Tafeln mit halbverlöschten Runen und Hieroglyphen; oft bilden sie große Mauern, die die Reste der alten verfallnen, von Regen und Wind gepeitschten Grabmonumente zu sein scheinen. Mehrere Stunden hindurch immer dieselben Formationen; es sah wahrlich aus, als wäre man auf einem großen Kirchhofe für Adams ganzes Geschlecht; das todtgeborne Kind, der elendeste Bettler, Jeder hat sein Monument, alle Geschlechter, alle Zeiten haben das ihre; wunderlich vermischt standen die Leichensteine da. Der grüne Strauch, der aus der Felsenmauer hervorsprießt, bildet ganz deutlich einen lebenden Federbusch auf dem Helm eines Ritters, so wie der verwitterte Felsblock ihn darstellt; hier steht ein geharnischter Ritter zwischen mißgestalteten Zwergen, die sämmtlich Pfeifenkragen tragen, sie hätten nicht besser ausgehauen

werden können, als die Zeit mit Sturm und Schloßen es hier gethan. Nach Jahrhunderten verwittern auch diese Bilder, aber neue entstehen, andere Friedhofsmonumente für die Verstorbenen eines andern Jahrtausends, und der Fluß braust unten fort und lullt dieselbe Todtenweise.

Gegen Mittag waren wir in Botzen; einzelne Laubhölzer hatten Blätter, das rothe Weinlaub hing noch an den Ranken; hübsche weiße Ochsen zogen die Wagen der Bauern; der Kirchhof hatte gemalte Bogengänge, im Wirthshause hörte man eben so viel Italienisch als Deutsch, und auf dem Tische lag ein Theaterzettel, worauf mit großen Buchstaben stand: **Luzia di Lammermoor, tragedia lirica**; wir waren Italien nahe, obgleich noch auf deutschem Boden.

Eintritt in Italien.

I.

Reisebilder.

1.

Jenseits der Alpen betritt man ein Land, wo der Winter ist wie im Norden ein schöner Herbsttag; wenigstens war er mir einst so gewesen. Sechs Jahre waren verflossen, seitdem ich Italien verließ, nun war ich wieder hier, und in dem ersten Wirthshause auf italienischem Boden sollte ein Willkommen getrunken werden; aber die Diligence fuhr sowohl an dem ersten und zweiten, als auch an dem dritten Wirthshause vorbei, denn der Conducteur schlief; wir thaten sicher am Besten, seinem Beispiel zu folgen. Ich blickte nach dem blauen Himmel und ließ das Kutschenfenster herab, um doch die Gesundheit in dieser Luft zu trinken; aber unsere Signora's klagten laut über den kalten Luftzug, und so konnte ich nur davon nippen! —

Es war noch nicht Morgendämmerung, als wir uns Verona näherten. Das Hotel „della posta" ist ein kalter ungemüthlicher Ort; ich erhielt ein gepflastertes Zimmer mit drei übermäßig großen Betten. Einige Holzscheite

flammten im Kamin, aber das Feuer war eine Art Blendwerk, es erwärmte durchaus nicht; ich ging deshalb zu Bette und schlief — schlief, bis die Sonne zum Fenster hereinschien. Ich stand auf und trank ihre Strahlen; waren diese doch im Grunde das köstlichste Getränk, das Italien geben konnte! Aber ich wollte der Sonne mehr haben, und ging daher hinaus, und als ich mehr erhielt, verlangte ich sie noch stärker. Es geht mit den Sonnentrinkern, wie mit andern Trinkern, stets wollen sie mehr, stets wollen sie es stärker haben. —

Die Sonne schien auf das prächtige Marmorgrab der Scaliger, auf Romeo's und Julia's Sarkophag, auf das große Amphitheater; ich sah dies Alles, aber noch schien Italiens Sonne nicht mit dem Glanz in mein Herz, den alle Erinnerungsbilder hatten.

Wir bestiegen das Castell, um die prächtige Aussicht auf die alte Stadt und den brausenden Fluß zu genießen, und hier offenbarte sich mir erst Italien! — Man wird über diese Offenbarung lachen, aber Wahrheit ist es: das ganze Terrain, wo sie statt fand, enthielt nur einige wenige Ellen; es war ein langes, grünes Salatbeet! Nur grüner Salat, aber er stand in freier Luft, im blendenden Sonnenglanz, und die warmen Strahlen der Sonne prallten von einer alten, mit Epheu überwachsenen Mauer zurück. — Hier war es grün und warm, und doch schrieb man den siebenten December!

Der arme grüne Salat hier in der freien Luft, im Schutz und Sonnenschein, war wie die Draperie vor dem

Throne, von welchem Italiens Majestät mich begrüßte und mir zurief: „Willkommen!“

2.

Man sprach nur vom Kriege, dem erwarteten Kriege, den Frankreich bald mit Deutschland führen würde. Auf dem Wege war Treiben und Bewegung, aber auch diese deutete auf Krieg; ein Rüstwagen mit Munition folgte dem andern, von reitenden österreichischen Soldaten begleitet. Alle zogen wie wir nach Mantua, der berühmten großen Festung.

„In acht Monaten muß ich zurück,“ sagte ein Norddeutscher, der mit mir in demselben Wagen saß, „ungefähr denselben Weg! Es sieht tröstlich aus; wie schlüpft man durch die feindlichen Reihen?“

„Ich wohne hier auf der Ebene, in der kleinen Stadt Villafranca,“ seufzte eine Dame, „wir sind dort nur wenige Stunden von Mantua. Es stehen uns schreckliche Tage bevor.“

Ich wurde ernst gestimmt; doch was die großen Ereignisse des Lebens anbetrifft, an denen ich nichts ändern kann, so habe ich den festen Glauben der Türken an eine waltende Vorsehung; ich weiß: es geschieht, was geschehen soll! Hier wandten sich meine Gedanken zu meinen Lieben in der Heimath; die hellsten Lichtbilder tauchten in meiner Seele auf.

Es war Abend geworden und eine klare, blaue Luft; der Mond schien, es war so still, ganz wie an einem schönen Herbstabende in Dänemark. Mantua lag vor uns; Man-

tua, sagte man mir, und ich war ganz in Dänemark, nicht nur in Gedanken, sondern auch in der Umgebung. Ich sah einen großen klaren Landsee, welcher im Mondlicht von Waldungen umgeben schien, die in einem eigenthümlichen blauen Ton verschwammen; diese große lombardische Ebene, dieser See und dieses Gehölz, welches eigentlich nicht da war, sondern nur da zu sein schien, versetzten mich plötzlich in die Heimath, es traten mir Thränen in die Augen; nennt es nicht Heimweh, — ich war zu Hause.

Man sagt, daß die Sorge sich hinter den Mann auf das Pferd setzt und mit ihm reitet; ich glaube es, aber die Erinnerung, ich weiß es, thut dasselbe, und sie sitzt fester! Die Erinnerung setzte sich mir auf den Schooß und lehnte ihren Kopf an mein Herz.

„Erinnerst du dich," sang sie, „der großen, stillen Seen, umschlossen von duftenden Buchenhainen? Erinnerst du dich des kleinen Pfades zwischen wilden Rosen und hohem Farrenkraut? Die Strahlen der Abendsonne schimmern durch die Zweige der Bäume und lassen die Blätter transparent erscheinen. Da liegt eine alte Ritterburg am See mit gezacktem Giebel und der Storch hat droben sein Nest; — es ist schön in Dänemark!" —

„Erinnerst du dich des braunen duftenden Kleefeldes mit dem alten Hünengrab, von Brombeergesträuch und Schwarzdorn bewachsen? Die Steine in der Grabeshöhlung glänzen wie Kupfer, indem die Abendsonne ihren rothen Schimmer hineinwirft. Erinnerst du dich der grünen Wiese, wo das Heu in Schobern steht und einen süßen Duft in die stille

Luft verbreitet? Der Vollmond scheint, Knechte und Mägde gehen singend mit blitzender Sense heim. Erinnerst du dich des Meeres, des wogenden Meeres, des friedlich stillen Meeres?! — Ja, es ist schön in Dänemark!“

Und wir rollten hinein in Mantua, rollten hinein über eine mächtige, befestigte Brücke! Die Mühlräder brausten draußen, — und wir waren in Mantua's Straßen.

3.

Es war das Fest der Madonna. Die prächtige Kirche strahlte im Lichterglanz, die Bilder in der Kuppel schienen zu leben, sie schwebten! Es war, als thue man einen Blick in den Himmel selbst. Wohlgerüche erfüllten die Räume der Kirche, Musik und Gesang ertönten so jubelnd und schön, es war Freude, die sie athmeten, Freude, wie wir Nordländer sie uns nicht in einer Kirche vorstellen können; und doch, wenn wir sie hier hören und die andächtig knieende Menge sehen, fühlen wir uns davon erhoben. — Aus der Kirche strömte die Menge auf den großen Platz; dicht daneben stand ein kleines Marionettentheater, die hölzernen Puppen stießen mit den Köpfen gegen einander und fochten mit den großen Armen umher; dem Dialog wurde Beifall geklatscht — es war Leben und Lustigkeit.

Unter den hohen Bogengängen der Straße wanderte das Volk auf und ab; Musik und Gesang ertönten aus den offnen Kaffeehäusern, ich nahm in einem derselben Platz, in welchem sich gerade ein Künstlerpaar hören ließ.

Der Mann war häßlich, ja mißgestaltet, völlig ein Zwerg, die Frau dagegen jung und hübsch; sie spielte die Harfe, er die Violine; seine Stimme klang schön, es war der brillanteste Baß, so klangvoll und biegsam; er sang mit Geschmack und Gefühl. — Alle Umherstehenden wurden aufmerksam. Alle hörten mit Zeitunglesen auf, Niemand plauderte mit seinem Nachbar; es war Gesang zu hören, und dafür haben die Italiener ein Ohr.

Ich bemerkte, daß die junge Frau ihn einmal mit einem Ausdruck von Milde ansah, mit einem so freundlichen Lächeln, daß mir dieses ihr Alltagsleben wie ein Märchen vorkam, seine Häßlichkeit wie eine Verzauberung, welche sie wohl kannte; sein edleres „Ich" verkündete sich ja im Gesang, und einst sollte die häßliche Larve sinken und sie ihn jung und hübsch erblicken, wie sie selbst es war.

Alle Gäste zollten dem Ehepaar einen kleinen Tribut; meiner glitt in seinen Hut hinab, indem man mich ins Posthaus abrief. Das Gebäude ist ein ehemaliges Kloster; man muß durch Bogengänge über einen alten Klosterhof und in die Kirche, eine recht große, italienisch gebaute Kirche, die jetzt als Wagenremise dient.

Der Mond sandte so viel Licht in die Kuppel, daß alle Umrisse derselben hervortraten. Der niedrigere Theil der Kirche selbst lag fast im Finstern; eine große Stalllaterne hing, wo einst die Messingkronleuchter gehangen; die Diligence und einer der zunächst stehenden Wagen wurden dadurch beleuchtet; ringsumher standen Koffer und Gepäck. Das Ganze machte einen unangenehmen Eindruck auf mich;

hier war noch zu viel, das an ein Gotteshaus erinnerte. Wo einer der Altäre gestanden hatte, war ein hölzerner Schuppen aufgeschlagen, eingerichtet für die niedrigsten Bedürfnisse. Ich weiß nicht, mit welchem Gefühl die Katholiken eine solche Verwandlung ihrer Kirche in einen Stall ansehen; stets habe ich mir den Katholiken weit feuriger für seinen Glauben vorgestellt, als den so wenig ceremoniösen Protestanten. — Ich war froh von hier fortzukommen. Die Kirchenthür wurde geöffnet, und wo die Chorknaben vor der knieenden Menge die Räucherfässer geschwungen, stampften unsere Pferde, der Postillon blies und wir fuhren von dannen. Vier reitende Gensdarmen begleiteten uns, denn der Weg war nicht sicher. Bald war Alles einsam und still umher, wir sahen kein Licht mehr aus den Häusern am Wege schimmern. Wir näherten uns dem Flusse P o, und überall zeigten sich Spuren der letzten Ueberschwemmung. Feld und Weg waren mit einem tiefen Schlamm bedeckt, nur im Schritt konnten wir fahren. Am Ufer des Flusses lag eine einsame Fähre, so groß, daß Wagen und Pferde hineinfahren konnten; ein kleiner Holzschuppen war auf demselben Fahrzeug errichtet und hier brannte ein großes Feuer, um welches wir uns alle versammelten in der kalten Nacht, während der Strom selbst das Fahrzeug hinübertrieb. Alles war so still, wir hörten nur den pfeifenden Ton der Rollen um das Tau, durch welches unser Fahrzeug gehalten wurde, indem der Strom es trieb. Die Fahrt war beendet; neue Gensdarmen zu Pferde, in große Mäntel gehüllt, erwarteten uns.

4.
Mondschein und Sonnenlicht.

Mitternacht war vorüber, ich saß in dem fortrollenden Wagen; unsere reitenden Soldaten schlossen sich dicht an ihn an. Es war der schönste Mondschein; eine große Stadt mit alten Mauern lag gerade vor uns; nun wurde es finstre Nacht, wir fuhren durch das Thor und wieder strahlte Licht. Wir waren in Modena! Wie ein seltsamer Traum, vom Mond beleuchtet, steht dieser Anblick noch vor mir. Alte Gebäude mit Bogengängen, ein prächtiges Schloß mit großem Vorplatz zeigten sich, aber Alles war menschenleer und still; nicht von einem einzigen Fenster schien Lichtglanz zu uns heraus; nicht ein lebendes Wesen bewegte sich in dieser großen, alten Stadt, — es war ganz feenhaft. Wir hielten an auf einem kleinen Platz; mitten auf demselben stand eine gemauerte Säule, deren oberster Theil eine Art gläserner Laterne bildete, eine Lampe brannte darin; — „die ewige Lampe“ nennt man diese Art Altäre, Tag und Nacht muß die Flamme unterhalten werden.

Die Flamme erschien in dem hellen Mondlicht nur wie ein röthlicher Punkt, wie eine gemalte Flamme. Ein Weib, in einen zerlumpten Mantel gehüllt, saß daneben und schlief; sie lehnte ihren Kopf an die kalte Mauerwand der Säule; ein schlafendes Kind lag auf den Knieen, sein Kopf in ihrem Schooß. Ich stand lange und betrachtete diese Gruppe; des Kleinen Hand lag halb geöffnet in der Mutter Schooß. Ich legte ganz leise eine kleine Münze hinein, das Kind öffnete die Augen, sah mich an und schloß sie sogleich wieder.

Wovon träumte es wohl? — Wenn es erwachte, hatte der Mondschein ihm Silber in die Hand gelegt.

Im Sonnenlicht sah ich Bologna; es liegt zwischen üppigen Weinfeldern am Fuße der Apenninen, die eine grüne Hecke bilden, in welcher jede Ranke ein Weingarten, jede Blume eine Villa oder eine Kirche ist.

Die Sonne spielt in dieser Gegend eine große Rolle; die Städter lieben sie nicht, daher ist Alles darauf berechnet Schatten zu geben. Alle Häuser bilden kühlende Bogengänge; aber in den Weingärten herrscht die Sonne und reift die saftige Traube; selbst mit den Steinen hat sie ein Bündniß geschlossen. Hier in der Nähe, im Berge Paderno ist es, wo der sogenannte bononische Stein*) gefunden wird, welcher die besondere Eigenschaft hat, daß er die Sonnenstrahlen einsaugt und darauf im Dunkeln leuchtet. Ich dachte daran, als ich im Sonnenlicht die große Stadt sah und mein Auge auf den schiefen Thurm fiel. Seht, auch der ist eine leuchtende Steinmasse, dachte ich — aber das Licht hat er von Dante's Divina commedia erhalten. Ich dachte daran, als ich den reichen Kirchhof besuchte und die vielen Marmormonumente betrachtete; auch diese sind bononische Steine, sie erhalten ihr Licht von den Todten, über denen sie aufgerichtet sind; aber ich fand keinen, der Licht eingesogen hatte, obgleich man auf dem einen las, daß hier ein berühmter Komödienschreiber liege, und auf dem andern, daß hier eine Dame ruhe, welche Griechisch

*) Spongia di Luce.

und Lateinisch habe sprechen können. Ich dachte an den bononischen Stein, als ich vor einem Privatgebäude der Stadt stand und man mir den Eigenthümer nannte. Dieses Haus wird auch dereinst einen Nimbus aussenden, hat ihn aber noch nicht recht, denn die Sonne steht am Himmel; der Stein saugt in unserer Zeit die Strahlen ein — der Eigenthümer muß sterben, dann kommt erst der Glanz — der Eigenthümer ist der Componist Giacomo Rossini.

II.

Eine Nacht auf den Apenninen.

Von den grünen, flachen lombardischen Ebenen erheben sich die Apenninen mit Laubhölzern und Weingärten bedeckt; wenn man aus Bologna's Thor kommt, scheint es, als führe der Weg über die zerstörten Terrassen eines großartigen Gartens, gleich dem, den der Sage nach Semiramis erbaute.

Es war Mitte Decembers, Alles trug den Charakter des Spätherbstes. Das Weinlaub war roth, die Laubhölzer gelb, nur die Lorbeerhecken standen grün wie immer, Pinien und Cypressen prangten in voller Pracht. Langsam fuhren wir aufwärts, immer aufwärts; Guirlanden von Weinlaub hingen über den geborstenen Mauern; wir

begegneten Schaaren großer Ochsen, welche als Vorspann gedient hatten; ihre weißen, glänzenden Seiten erhielten einen röthlichen Schimmer von der sinkenden Sonne.

Nach und nach, so wie wir höher kamen, wurde die Gegend einsamer; ich ging allein voraus. Die Sonne war untergegangen und nach einigen Minuten lag ein bläulicher Schimmer über den Bergen — ein Luftschimmer, der gleichsam den Bergen selbst zu entströmen schien; nicht ein Lüftchen regte sich, es war mild und still, und ein Charakter von Großartigkeit in den Felsen und dem tiefen Thal stimmte den Sinn zur Andacht. Die Einsamkeit im Thal gab diesem, ich darf nicht sagen, ein Gepräge von Melancholie, nein, ich glaube, man muß es eine Ruhe nennen, es war als habe der Schlaf da unten sein Reich; es herrschte eine Ruhe, ein Friede, der durch das leise Murmeln des Flusses tief im Grunde erhöht wurde. Der Weg wand sich um den Berg, wo ich ging, und bald sah ich keinen Wagen mehr, keinen Menschen, ich sah nur das tiefe Thal; ich war allein, ganz allein.

Es wurde Nacht; die Sterne begannen zu funkeln, sie glänzen bei uns am stärksten in frostklarer Winternacht, aber hier in den Bergen ist die Luft weit höher; ihre ferne Wölbung war durchsichtig, als ob hinter dieser ein neuer ungeheurer Raum beginne.

Bald fiel durch die Felsen ein Lichtstrahl, er kam von einem Wirthshause oben; in dem offnen Bogengange brannte die Lampe vor dem Madonnenbilde; der Cameriere in weißer Schürze und Sammtjacke empfing uns; wir er-

hielten Platz in einem großen Saale, dessen weißgraue Wände mit Namen und Inschriften in allen europäischen Sprachen prangten. Aber hier war es kalt und einsam. Große Bündel Reisig wurden in den Kamin geworfen, sie flammten hoch auf und versammelten uns in einen Kreis. Jeder von unserer kleinen Gesellschaft hatte etwas zu erzählen, besonders von der letzten großen Ueberschwemmung des Flusses.

Nachdem wir die dampfende Abendmahlzeit genossen, suchte jeder seine Kammer auf; meine war etwas entlegen, sie war groß und einsam, das Bett eben so breit als lang; das Weihwassergefäß hing am Kopfende, an der Wand fanden sich Inschriften, auch eine dänische, die Uebersetzung von:

„Freuet Euch des Lebens!"

So hatte ein Landsmann geschrieben; möge er sich seines Lebens gefreut haben! Ein ärmlicher Tisch und zwei Rohrstühle machten das übrige Meublement aus.

Ich öffnete ein Fenster, vor welchem große Eisenstäbe angebracht waren; das Fenster hatte die Aussicht in ein tiefes Thal. Unten war es dunkel; ich hörte einen Fluß brausen; über mir strahlte der sternenhelle Himmel; ich lehnte meine Stirn gegen die Eisenstangen und fühlte mich nicht einsamer, als in meiner kleinen Stube in Dänemark. Der, welcher eine Heimath in der Heimath hat, kann Heimweh fühlen, aber der, welcher nichts besitzt, fühlt sich überall zu Hause. Nach wenigen Minuten war meine Stube hier

für mich eine alte Heimath, aber noch kannte ich die Umgebung nicht.

Außer dem gemeinschaftlichen Eingang sah ich eine kleine Thüre mit einem vorgeschobenen Riegel; wohin mochte die führen? Ich nahm die metallene Lampe, worin drei Dochte angezündet waren, brannte alle fünf an, schob den Riegel zurück und ging auf Entdeckungen aus.

Draußen fand ich eine Art Rumpelkammer; hier standen Kisten, Säcke, große Töpfe und an den Wänden hingen alte Kleider und Gewehre. Aber von hier führte noch ein Ausgang; ich öffnete die Thür zu diesem und stand nun in einem langen schmalen Gange; ich folgte ihm und hielt an einer Thür an — sollte ich weiter gehn? ich lauschte. Da ertönten drinnen plötzlich zwei Flötentöne, ein tiefer und ein hoher, schneidender; nach einer Pause wurden sie wiederholt.

Je länger ich lauschte, desto mehr überzeugte ich mich, daß diese Töne nicht von einer Flöte kommen könnten — ich hob die Thürklinke und die Thür flog heftig auf, weit schneller als ich es erwartete; — das Zimmer war schwach von einer Lampe erleuchtet, ein ältlicher Bauer mit langem weißem Haar saß halb entkleidet in einem Lehnstuhl und blies die Flöte.

Ich machte wegen meines Eintretens eine Entschuldigung, aber er bemerkte mich nicht; ich zog die Thür zu und wollte gehen, aber sie wurde wieder geöffnet von einem jungen Burschen, den ich nicht bemerkt, und der mich mit flüsternder Stimme fragte: „wen ich suche?“

Der Alte, den ich gesehen, war der Onkel vom Hause, blödsinnig seit seinem sechszehnten Jahre.

Ich will das Wenige erzählen, was man mir darüber sagte. Seine Krankheit war ihm gleichsam angeweht; Keiner kannte den Grund; schon als Knabe hatte er die Flöte hübsch geblasen, aber seit einer gewissen Nacht nie versucht etwas Anderes hervorzubringen, als diese zwei Töne, einen tiefen wehmüthigen und einen hohen pfeifenden. Diese wiederholte er beständig und oft mehrere Stunden lang in der Nacht. Man hatte versucht, ihm die Flöte zu nehmen, aber dann wurde er immer wie ein wildes Thier; mit der Flöte dagegen saß er freundlich und still. Der Bursche, mit dem ich sprach, schlief mit dem Alten in derselben Stube, und war an das Flötenspiel so gewöhnt, wie man sich an den Schlag des Perpendikels oder den Hammer des Kupferschmiedes gewöhnen kann, wenn er eine Reihe von Jahren unser Nachbar gewesen ist.

Ich ging wieder auf mein Zimmer und schloß die Thür, aber ich glaubte doch die beiden Flötentöne noch zu hören; sie klangen, als wenn in der Ferne der Wind die Wetterfahne einer Thurmspitze drehe. — Ich konnte nicht einschlafen, meine Phantasie beschäftigte sich mit dem Alten; ich hörte die Flötentöne, sie klangen wie aus einer Geisterwelt; wenn der Alte einmal stirbt, werden die Leute im Hause in der Stille der Nacht wie gespenstige Töne zu hören glauben, was ich nun in der Wirklichkeit vernahm. — Erst gegen Morgen schlief ich ein und ich glaube, man weckte mich noch in derselben Stunde; wir sollten vor Tagesanbruch

abfahren. Es war Nacht, als wir im Wagen saßen. Die Berge vor uns lagen mit Schnee bedeckt, in der Morgenröthe erschienen sie daher, als wären sie glühend. Bei Pietra Mala sieht man nur nackte, wilde Klippen vulkanischer Natur, und die Vulkane sind noch nicht ausgebrannt; zur Rechten wirbelt ein dicker Rauch aus den Felsenklüften. An diesem Morgen erblickte ich zwei Meere wie ein glänzendes Band am Horizont, zur Linken das adriatische, zur Rechten das mittelländische Meer; eine starke Mauer ist hier oben dicht am Wege erbaut, um den Fahrenden Schutz gegen den Sturm zu gewähren, der von Osten her braust; ehe diese Mauer errichtet war, gab es oft Tage und Nächte, wo Keiner hier wandern konnte, denn der Sturmengel schritt über die Berge.

„Der Alte im Gasthause," sagte der Vetturin, „ist in einer Nacht in dem ärgsten Sturm auf dem Bauche über diesen Fels gekrochen, sagt man, damals war er wohl noch nicht toll; er wollte hinab auf die andere Seite des Berges." —

Ich gedachte des Alten und der Flötentöne. Der Weg senkte sich malerisch schön abwärts in kecken Schlangenlinien, über gemauerte Bogen, immer im Schutz der Berge, wo die Sonne warm schien, der Schnee geschmolzen war und die Bäume belaubt standen. „Herrliches Italien!" jubelten wir Alle, der Vetturin knallte mit der Peitsche, und das Echo hallte wieder, wie er es nicht konnte.

III.

Das Metallschwein.

Erzählung.

In der Stadt Florenz, nicht weit von der piazza del granduca, zieht sich eine kleine Querstraße hin, ich glaube sie wird porta rossa genannt. In dieser, vor einer Art von Markthalle, wo Gemüse verkauft wird, liegt ein künstlich gearbeitetes Metallschwein. Das frische, klare Wasser rieselt aus dem Munde des Thieres, welches vom Alter schwärzlich grün geworden ist, nur die Schnauze glänzt als sei sie polirt, und das ist sie auch von vielen hundert Kindern und Lazzaroni, die sie mit den Händen anfassen und ihren Mund an den des Thieres legen, um zu trinken. Es ist ein vollständiges Gemälde, das wohlgestaltete Thier von einem hübschen, halbnackten Knaben umfaßt zu sehen, der seine frischen Lippen an dessen Schnauze legt.

Jeder, der nach Florenz kommt, findet leicht die Stelle, er darf nur den ersten besten Bettler nach dem Metallschweine fragen und wird es finden.

Es war ein später Winterabend; die Berge waren mit Schnee bedeckt, aber es war Mondschein und der Mondschein in Italien giebt eine Beleuchtung, die eben so gut ist, wie ein trüber, nördlicher Wintertag, ja besser, denn die

Luft glänzt und erhebt uns, während im Norden die kalte, graue Bleidecke uns zur Erde drückt, zur kalten, nassen Erde, die einst auch unsern Sarg drücken wird.

In des Großherzogs Schloßgarten, unter einem Piniendach, wo tausend Rosen zur Winterzeit blühen, hatte ein kleiner zerlumpter Knabe den ganzen Tag gesessen, ein Knabe, der ein Bild Italiens abgeben konnte, so hübsch, so lächelnd und doch so leidend. Er hungerte und durstete, aber Niemand reichte ihm eine Gabe, und als es dunkelte und der Garten geschlossen werden sollte, jagte der Pförtner ihn fort. Lange stand er träumend auf der Brücke über den Arno und sah die Sterne an, die im Wasser zwischen ihm und der prächtigen Marmorbrücke della Trinità erglänzten.

Er schlug den Weg zum Metallschweine ein, kniete halb nieder, schlang seine Arme um dessen Hals, drückte seinen kleinen Mund an die glänzende Schnauze und trank das frische Wasser in großen Zügen. Dicht daneben lagen einige Salatblätter und ein Paar Kastanien; sie wurden seine Abendmahlzeit. Kein Mensch war auf der Straße; er war ganz allein, setzte sich auf des Metallschweins Rücken, bog sich vorn über, so daß sein lockiges Haupt auf dem des Thieres ruhte, und ehe er sich dessen bewußt war, entschlummerte er.

Es war Mitternacht, das Metallschwein regte sich, er hörte es ganz deutlich sagen: „Du kleiner Knabe, halte Dich fest, denn nun laufe ich,“ und fort lief es mit ihm; es war ein wunderbarer Ritt. — Zuerst gelangten sie auf

die piazza del granduca, und das metallene Pferd, welches des Herzogs Statue trägt, wieherte laut, die bunten Wappen auf dem alten Rathhause erschienen wie transparente Bilder, und Michel Angelo's David schwang seine Schleuder; es regte sich ein seltsames Leben! Die Metallgruppen, welche Perseus und den Raub der Sabinerinnen darstellen, standen gar zu lebendig; ein Schrei der Todesangst ertönte von ihnen über den prachtvollen, einsamen Platz.

Beim **Palazzo degli Uffizi** im Bogengange, wo der Adel sich zur Carnevalsfreude versammelt, hielt das Metallschwein an.

„Halte Dich fest," sagte das Thier, „halte Dich fest, denn nun geht es die Treppen hinauf!" Der Kleine sagte noch kein Wort, halb zitterte er, halb war er glücklich.

Sie betraten eine lange Gallerie, er kannte sie gut, er war ja schon früher hier gewesen; die Wände prangten mit Malereien; hier standen Statuen und Büsten, alle im schönsten Licht als sei es Tag; aber am Prächtigsten war es, als die Thür eines der Seitengemächer sich öffnete; ja der Herrlichkeit dort erinnerte sich der Kleine; doch in dieser Nacht war Alles in seinem schönsten Glanz.

Hier stand ein nacktes, schönes Weib, so schön, wie nur Natur und des Marmors größter Meister sie formen konnten; sie bewegte die schönen Glieder, Delphine sprangen zu ihren Füßen, Unsterblichkeit leuchtete aus ihrem Auge. Die Welt nennt sie die mediceische Venus. An ihren Seiten prangen Marmorbilder, bei welchen des Gei-

stes Leben den Stein durchdrungen hatte; es waren nackte, schöne Männer; der eine wetzte das Schwert, der Schleifer wurde er genannt; die ringenden Gladiatoren machten die andere Gruppe aus; das Schwert wurde gewetzt, es wurde gekämpft für die Göttin der Schönheit.

Der Knabe war von all diesem Glanze wie geblendet; die Wände strahlten von Farben, Alles war dort Leben und Bewegung. Das Bild der Venus zeigte sich verdoppelt, die irdische Venus so hingebend, so feurig, wie Titian sie an sein Herz gedrückt. Es war wunderbar zu schauen. Sie waren zwei schöne Weiber; ihre herrlichen, unverhüllten Glieder streckten sich auf den weichen Polstern, ihre Brust hob und der Kopf bewegte sich, so daß die reichen Locken auf die runden Schultern herabfielen, während die dunkeln Augen des Blutes glühende Gedanken aussprachen; aber keins der Bilder wagte doch ganz aus dem Rahmen herauszutreten. Die Schönheitsgöttin selbst, die Gladiatoren und der Schleifer blieben an ihrem Platz, denn die Glorie, welche von Madonna, Jesus und Johannes ausstrahlte, fesselte sie. Die heiligen Bilder waren keine Bilder mehr, sie waren die Heiligen selbst.

Welcher Glanz und welche Schönheit von Saal zu Saal! und der Kleine sah sie alle; das Metallschwein ging ja Schritt vor Schritt durch alle diese Pracht und Herrlichkeit. Ein Anblick verdrängte den andern; nur ein Bild prägte sich seiner Seele ein, und das besonders durch die frohen glücklichen Kinder, welche es zeigte, der Kleine hatte sie einst im Tageslicht begrüßt.

Viele gehen gewiß achtlos an diesem Bilde vorüber, und doch umschließt es einen Schatz von Poesie, es ist Christus, der hinabsteigt in die Unterwelt; aber es sind nicht die Verdammten, welche man um ihn her sieht, nein, es sind Heiden. Der Florentiner Angiolo Bronzino hat dieses Bild gemalt; am Herrlichsten ist der Ausdruck des Vertrauens im Gesicht der Kinder, daß sie in den Himmel kommen werden; zwei Kleine umarmen sich schon, ein Kleiner streckt die Hand nach einem andern, tiefer stehenden aus und zeigt auf sich, als sage er: „Ich werde in den Himmel kommen!" Die Aelteren stehen ungewiß, hoffend, oder beugen sich demüthig anbetend vor dem Herrn Jesus. Länger als auf einem der andern weilte des Knaben Blick auf diesem; das Metallschwein stand davor still; ein leiser Seufzer wurde gehört; kam er vom Bilde oder aus des Thieres Brust? Der Knabe erhob seine Hand zu den lächelnden Kindern; — da lief das Thier mit ihm fort, fort durch den offnen Vorsaal. „Dank und Segen Dir, Du herrliches Thier!" sagte der kleine Knabe und liebkos'te das Metallschwein, welches die Treppen mit ihm hinab sprang.

„Dank und Segen Dir selbst!" sagte das Metallschwein. „Ich habe Dir und Du hast mir geholfen, denn nur mit einem unschuldigen Kinde auf dem Rücken erhalte ich die Kraft zum Laufen! Ja, siehst Du, ich darf sogar unter die Strahlen der Lampe, vor das Madonnenbild, treten, nur nicht in die Kirche! Aber von außen, wenn Du bei mir bist, kann ich durch die offne Thür hineinsehen. Steige nicht von meinem Rücken hinunter; thust Du es,

dann liege ich todt, wie Du mich am Tage siehst, in der **porta rossa**!“

„Ich bleibe bei Dir, mein theures Thier!“ sagte der Kleine, und so ging es in sausender Eile durch die Straßen von Florenz, hinaus auf den Platz vor der Kirche **Santa Croce**.

Die große Flügelthür sprang auf, Lichter strahlten vom Altar durch die Kirche hinaus auf den einsamen Platz.

Ein wunderbarer Lichtglanz entströmte dem einen Grabmonument in dem linken Seitengange, tausend bewegliche Sterne bilden darum gleichsam eine Glorie. Ein Wappenzeichen prangt auf dem Grabe, eine rothe Leiter im blauen Grund, die wie Feuer zu glühen scheint. Es war Galilei's Grab. Das Monument ist einfach, aber die rothe Leiter in dem blauen Grunde ist ein bedeutungsvolles Zeichen, es ist als sei es das der Kunst, denn hier führt der Weg immer eine glühende Leiter hinan, aber zum Himmel. Alle Propheten des Geistes eilen zum Himmel, wie der Prophet Elias.

Rechts im Gang der Kirche schien jede Bildsäule auf den reichen Sarkophagen Leben erhalten zu haben. Hier stand Michel Angelo, dort Dante mit dem Lorbeerkranz um die Schläfe, Alfieri, Machiavelli, Seite an Seite ruhen hier diese großen Männer, Italiens Stolz*). Es ist eine

*) Dem Grabe Galilei's gegenüber befindet sich das Michel Angelo's. Auf dem Monumente ist seine Büste angebracht, und außerdem drei Figuren: die Sculptur, Malerkunst und Architectur; dicht daneben ist Dante's Grabmal (die Leiche selbst befindet sich in Ravenna); auf dem Monument sieht man Italien, es deutet auf Dante's colossale Statue, die

prächtige Kirche, weit schöner, wenn gleich nicht so groß, als der Marmor-Dom in Florenz.

Es war als regten sich die Marmorkleider, als erhöben die großen Gestalten ihr Haupt höher und schauten, unter Gesang und Tönen, hinauf zu dem bunten, strahlenden Altar, wo weißgekleidete Knaben goldne Räucherfässer schwenkten; der starke Duft strömte aus der Kirche auf den freien Platz.

Der Knabe streckte seine Hand nach dem Lichtglanz aus, und im Nu eilte das Metallschwein fort; er mußte sich fest anklammern, der Wind sauste ihm um die Ohren, er hörte die Kirchenthüre in den Angeln kreischen, indem sie sich schloß, aber in demselben Augenblick schien ihn das Bewußtsein zu verlassen, er fühlte eine eisige Kälte — und schlug die Augen auf.

Es war Morgen, er saß, halb vom Metallschwein hinabgeglitten, welches stand, wo es immer in der Straße **porta rossa** zu stehen pflegte.

Furcht und Angst erfüllte den Knaben bei dem Gedanken an die, welche er Mutter nannte, sie, welche ihn gestern ausgesandt hatte, um Geld herbeizuschaffen; er hatte nichts, ihn hungerte und dürstete. Noch einmal umfaßte er des Metallschweines Hals, küßte es auf die Schnauze, nickte ihm zu, wanderte dann fort in eine der engsten Gassen, kaum breit genug für einen bepackten Esel. Eine große eisenbe-

---

Poesie weint über seinen Verlust. Ein Paar Schritte weiter ist Alfieri's Monument, welches mit Lorbeern, Leiern und Larven geziert ist, Italien weint über seinem Sarge. Machiavelli beschließt hier die Reihe der berühmten Männer.

schlagene Thüre stand halb angelehnt, hier ging er eine gemauerte Treppe mit schmutzigen Wänden und einem Seile, das als Geländer diente, hinauf, und gelangte in eine offene Galerie mit Lumpen behängt; von hier führte eine Treppe in den Hof hinab, wo vom Brunnen große Eisendräthe nach allen Etagen des Hauses gezogen waren und ein Wassereimer neben dem andern schwebte, während die Rolle knarrte und der Eimer in der Luft tanzte, daß das Wasser in den Hof hinunter plätscherte. Wieder führte eine verfallne, gemauerte Treppe aufwärts; — zwei Matrosen, es waren Russen, sprangen munter herab und hätten den armen Knaben fast umgestoßen. Sie kamen von ihrem nächtlichen Bacchanal. Eine nicht junge, aber üppige Weibergestalt, mit kräftigem schwarzem Haar, folgte ihnen. „Was bringst Du nach Hause?" sagte sie zum Knaben.

„Sei nicht böse!" bat dieser, „ich erhielt nichts, gar nichts!" — und ergriff der Mutter Kleid, als wolle er es küssen. Sie traten in das Stübchen: das will ich nicht beschreiben; nur so viel sei gesagt, daß dort ein Henkeltopf mit einem Kohlenfeuer stand, marito, wie er genannt wird. Diesen nahm sie in den Arm, wärmte sich die Finger und stieß den Knaben mit dem Elbogen. „Ja, gewiß hast Du Geld!" sagte sie.

Das Kind weinte, sie stieß es mit dem Fuße; es jammerte laut. — „Wirst Du schweigen, oder ich zerschlage Deinen schreienden Kopf!" und sie schwang den Feuertopf, den sie in der Hand hielt; der Knabe bückte sich mit einem Schrei zur Erde. Da trat die Nachbarin zur Thür herein,

auch sie hatte ihren marito im Arm. „Felicita! Was thust Du dem Kinde?“

„Das Kind ist mein!“ antwortete Felicita. „Ich kann es ermorden, wenn ich will, und Dich mit, Giannina,“ und sie schwang ihren Feuertopf; die Andere erhob den ihren abwehrend, und beide Töpfe schlugen so heftig gegen einander, daß Scherben, Feuer und Asche im Zimmer umherflogen; — — aber in demselben Augenblick war der Knabe aus der Thür, über den Hof und aus dem Hause. Das arme Kind lief, daß es zuletzt nicht mehr athmen konnte; es hielt an bei der Kirche Sta. Croce, der Kirche, deren große Thüre sich in voriger Nacht vor ihm aufgeschlossen, und ging hinein. Alles strahlte, der Knabe kniete an dem ersten Grabe zur Rechten nieder, es war das Michel Angelo's, und bald schluchzte er laut. — Leute kamen und gingen, die Messe wurde gelesen, Keiner bemerkte den Knaben; nur ein ältlicher Bürger stand still, blickte auf ihn — und ging dann fort wie die Andern.

Hunger und Durst plagten den Kleinen, er war ganz ohnmächtig und krank; er kroch in einen Winkel zwischen der Wand und dem Marmormonumente und schlief ein. Es war gegen Abend, als er durch ein Zupfen geweckt wurde, er fuhr auf, und derselbe alte Bürger stand vor ihm.

„Bist Du krank? Wo bist Du zu Hause? Bist Du den ganzen Tag hier gewesen?“ waren einige der vielen Fragen, die der Alte an ihn that. Sie wurden beantwortet, und der alte Mann nahm ihn mit sich in sein kleines Haus, dicht

nebenan in einer Seitenstraße. Sie traten in eine Handschuhmacherwerkstätte, die Frau saß eifrig nähend, als sie kamen. Ein kleiner weißer Bologneserhund, so dicht geschoren, daß man seine rosenfarbne Haut sehen konnte, hüpfte auf den Tisch und machte vor dem kleinen Knaben seine Sprünge. —

„Die unschuldigen Seelen kennen sich," sagte die Frau und liebkos'te Hund und Knaben. Letzterer erhielt Speise und Trank von den guten Leuten, und sie sagten, es solle ihm erlaubt sein, die Nacht dort zu verweilen; am nächsten Tage würde Vater Giuseppe mit seiner Mutter sprechen. Er erhielt ein kleines ärmliches Bett; für ihn aber, der oft auf dem harten, steinernen Fußboden hatte schlafen müssen, war es königlich prächtig, er schlief so gut und träumte von den reichen Bildern und dem Metallschwein.

Vater Giuseppe ging am nächsten Morgen aus; das arme Kind war darüber nicht froh, denn es wußte, daß dieses Ausgehen Statt finde, um es seiner Mutter wieder zuzuführen. Der Knabe weinte und küßte den kleinen muntern Hund, und die Frau nickte ihnen Beiden zu. —

Welchen Bescheid brachte Vater Giuseppe? Er sprach viel mit seiner Frau, und diese nickte und streichelte den Knaben. „Er ist ein herrliches Kind!" sagte sie. „Er kann ein hübscher Handschuhmacher werden wie Du warst; und Finger hat er, so fein und biegsam. Madonna hat ihn zum Handschuhmacher bestimmt!"

Und der Knabe blieb im Hause, die Frau lehrte ihn selbst nähen; er aß gut, schlief gut, wurde munter und be-

gann **Bellissima** zu necken, so hieß der kleine Hund; die Frau drohte mit dem Finger, schalt und war böse. — Das ging dem Knaben zu Herzen, gedankenvoll saß er in seiner kleinen Kammer. Diese hatte die Aussicht nach der Straße, drinnen wurden Häute getrocknet; dicke Eisenstangen waren vor den Fenstern, er konnte nicht schlafen; das Metallschwein erschien ihm stets in Gedanken, und plötzlich hörte er draußen: Klatsch, klatsch. Ja es war gewiß das Schwein! Er sprang ans Fenster, aber Nichts war zu sehen, es war schon vorüber.

„Hilf dem Signor seinen Farbenkasten tragen!" sagte Madame am Morgen zum Knaben, als der junge Nachbar, der Maler, diesen und eine große, aufgerollte Leinwand tragend kam. Der Knabe nahm den Kasten und folgte dem Maler, sie schlugen den Weg nach der Galerie ein und gingen dieselbe Treppe hinauf, die ihm seit jener Nacht, als er auf dem Metallschweine ritt, gut bekannt war. Er kannte die Statuen und Bilder, die schöne Marmor-Venus und die, welche in Farben lebte; er sah die Mutter Gottes, Jesus und Johannes wieder.

Nun standen sie still vor dem Gemälde von Bronzino, wo Christus in die Unterwelt hinabsteigt und die Kinder um ihn her lächeln in süßer Erwartung des Himmels — das arme Kind lächelte auch, denn hier war es in seinem Himmel! —

„Geh nun nach Hause!" sagte der Maler, als der Knabe schon so lange gestanden, bis jener indeß seine Staffelei aufgerichtet hatte. —

„Darf ich Euch malen sehn?“ sagte der Knabe, „darf ich zusehn, wie Ihr das Bild auf diese weiße Leinwand bringt?“

„Noch male ich nicht!“ antwortete der Mann und nahm seine schwarze Kreide hervor. Schnell bewegte sich die Hand, das Auge maß das große Bild, und obgleich nur ein feiner Strich sichtbar wurde, stand Christus doch schwebend da, wie auf dem farbigen Bilde.

„Aber so gehe doch!“ sagte der Maler, und still wanderte der Knabe heim, setzte sich auf den Tisch und — lernte Handschuhe nähen.

Aber den ganzen Tag waren seine Gedanken im Bildersaal, und daher stach er sich in die Finger, betrug sich linkisch, neckte aber auch **Bellissima** nicht. Als es Abend wurde und die Hausthüre gerade offen stand, schlich er sich hinaus; es war kalt, aber sternenhell, so schön und heiter. Fort wanderte er durch die Straßen, wo es schon still war, und stand bald vor dem Metallschweine, über welches er sich hinabbeugte, seine blanke Schnauze küßte und sich auf dessen Rücken setzte. — „Du gesegnetes Thier,“ sagte er, „wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Wir müssen in dieser Nacht einen Ritt machen!“

Das Metallschwein lag unbeweglich, und die frische Quelle sprudelte ihm aus dem Munde. Der Kleine saß als Reiter, da zupfte ihn Etwas an den Kleidern; er blickte zur Seite, **Bellissima**, die kleine kahlgeschorne **Bellissima** war es. — Der Hund war aus dem Hause geschlichen und dem Kleinen gefolgt, ohne daß dieser es bemerkt. **Bellis**-

sima bellte, als wolle sie sagen: siehst Du, ich bin auch da, weshalb setzest Du Dich hierher? — kein feuriger Drache hätte den Knaben so erschrecken können, als der kleine Hund an dieser Stelle. Bellissima auf der Straße, und war ohne angekleidet zu sein, wie die alte Mutter es nannte! Was sollte daraus werden? Der Hund kam im Winter nie hinaus, ohne daß ihm ein kleines Lammsfell übergezogen wurde, welches für ihn zugeschnitten und genähet war. Das Fell, mit Schleifen und Schellen geschmückt, konnte mit einem rothen Bande um den Hals und unter dem Bauche fest gebunden werden. Der Hund sah fast aus wie ein Zicklein, wenn er zur Winterzeit in diesem Anzug Erlaubniß erhielt, mit Signora auszutrippeln. Bellissima war mit und nicht angekleidet; was sollte daraus werden! Alle Phantasien waren verschwunden, doch küßte der Knabe das Metallschwein und nahm Bellissima auf den Arm, das Thier zitterte vor Kälte, daher lief der Knabe so schnell er vermochte.

„Womit läufst Du da?“ riefen zwei Gensdarmen, denen er begegnete und welche Bellissima anbellte. „Wo hast Du den hübschen Hund gestohlen?“ fragten sie, und nahmen ihm denselben weg.

„O, gebt mir ihn wieder!“ jammerte der Knabe.

„Hast Du ihn nicht gestohlen, so magst Du zu Hause sagen, daß der Hund auf der Wache abgeholt werden könne!“ Sie nannten den Ort und gingen mit Bellissima fort.

Das war ein großer Jammer. Der Knabe wußte

nicht, ob er in den Arno springen, oder nach Hause gehn und Alles gestehen sollte; sie würden ihn gewiß todt schlagen, dachte er. — „Aber ich will gern todtgeschlagen werden, ich will sterben, so gelange ich zu Jesus und der Madonna!“ und er ging heim, hauptsächlich um todtgeschlagen zu werden.

Die Thüre war verschlossen, er konnte den Klopfer nicht erreichen, Niemand war auf der Straße, aber ein Stein lag da, und mit diesem donnerte er gegen die Thür. „Wer ist da?“ rief es drinnen. —

„Ich bin's!“ sagte er. „Bellissima ist fort! Macht mir auf und schlagt mich dann todt!“

Es verbreitete sich ein Schrecken, besonders bei Madame wegen der armen Bellissima. Sie blickte sogleich auf die Wand, wo des Hundes Anzug zu hängen pflegte; das kleine Lammsfell hing dort.

„Bellissima auf der Wache!“ rief sie ganz laut. „Du böses Kind! Wie hast Du ihn hinaus gelockt? Sie erfriert! Das zarte Thier bei den plumpen Soldaten!“ —

Der Vater mußte sogleich fort, — die Frau jammerte, der Knabe weinte. — Alle Hausgenossen kamen zusammen, unter diesen der Maler; er nahm den Knaben zwischen seine Kniee, fragte ihn aus, und in Bruchstücken erhielt er die ganze Geschichte von dem Metallschwein und der Galerie — sie war ziemlich unverständlich. Der Maler tröstete den Kleinen, versuchte die Alte zu besänftigen, aber sie gab sich nicht zufrieden, bis der Vater mit Bellissima ankam, welche unter den Soldaten gewesen; das war eine Freude, und der

Maler liebkosete den armen Knaben und gab ihm eine Handvoll Bilder.

O, das waren herrliche Stücke, komische Köpfe! Aber vor allem Andern — das Metallschwein war leibhaftig selbst da. O, nichts konnte herrlicher sein! Durch ein Paar Striche stand es auf dem Papiere, und selbst das dahinter stehende Haus war angegeben.

„Wer doch zeichnen und malen könnte, der könnte die ganze Welt um sich versammeln!“

In dem ersten einsamen Augenblick des folgenden Tages ergriff der Kleine den Bleistift, und auf der weißen Seite eines der Bilder versuchte er die Zeichnung des Metallschweins wiederzugeben; sie glückte! — etwas schief zwar, etwas auf und ab, ein Bein dick, ein anderes dünn, aber es war doch zu erkennen, er jubelte selbst darüber. — Der Bleistift wollte nur nicht so recht gerade gehen wie er sollte, das bemerkte er wohl; am folgenden Tage stand ein Metallschwein an der Seite des andern, und das war hundert Mal besser; das dritte war schon so gut, daß Jeder es erkennen konnte.

Aber es ging schlecht mit dem Handschuhnähen, langsam mit den Bestellungen in der Stadt; denn das Metallschwein hatte ihn gelehrt, daß alle Bilder auf das Papier gebracht werden können, und die Stadt Florenz ist ein ganzes Bilderbuch, wenn man darin blättern will. Auf der piazza della Trinità steht eine schlanke Säule und oben drauf die Göttin der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen und der Wagschale. Bald stand sie auf dem Pa-

piere, und es war der kleine Bursche des Handschuhmachers, der sie dahin gestellt. Die Bildersammlung wuchs, aber noch enthielt sie nur Zeichnungen von leblosen Gegenständen; da hüpfte eines Tages **Bellissima** vor ihm her. „Steh still!“ sagte er, „dann sollst Du schön werden und in meine Bildersammlung kommen!“ Aber **Bellissima** wollte nicht still stehn, sie mußte festgebunden werden; Kopf und Schwanz wurden gebunden, sie bellte und machte Sprünge, die Schnur mußte straff gespannt werden; da kam Signora.

„Du gottloser Knabe! Das arme Thier!“ war Alles, was sie hervorbringen konnte, und sie stieß den Knaben zur Seite, stieß ihn mit dem Fuße, verwies ihn aus ihrem Hause, ihn, der der undankbarste Taugenichts, das gottloseste Kind war; und weinend küßte sie ihre kleine halberwürgte **Bellissima.**

In demselben Augenblick kam der Maler die Treppe herauf und — — hier ist der Wendepunkt der Geschichte. —

1834 war in Florenz, in der **Accademia delle arti** eine Ausstellung. Zwei neben einander aufgestellte Gemälde versammelten eine Menge Zuschauer. Auf dem kleinsten war ein kleiner, lustiger Knabe vorgestellt, welcher saß und zeichnete; zum Modell hatte er einen kleinen, weißen, eigenthümlich geschornen Mops; aber das Thier wollte nicht still stehen, und war daher mit Bindfaden sowohl am Kopfe wie am Schwanze gebunden; es war Leben darin und eine Wahrheit, die Jeden ansprechen mußte. Der Maler, erzählte man, sei ein junger Florentiner, der als kleines Kind auf der Straße gefunden, von einem alten Handschuhmacher

erzogen worden sei und durch sich selbst das Zeichnen gelernt habe. Ein jetzt berühmter Maler habe dieses Talent entdeckt, als der Knabe einmal fortgejagt werden sollte, weil er der Madame Liebling, den kleinen Mops, gebunden und zum Modell genommen hatte.

Der Handschuhmacherbursche war ein großer Maler geworden, das zeigte dieses Bild, das zeigte besonders das größere daneben. Hier war nur eine einzige Figur, ein in Lumpen gekleideter, aber schöner Knabe, welcher schlafend auf der Straße saß, er lehnte sich an das Metallschwein in der Straße porta rossa *). Alle Beschauer kannten die Stelle. Des Kindes Arme ruhten auf dem Kopf des Schweines; der Kleine schlief so fest, die Lampe vor dem Madonnenbilde warf ein starkes, effectvolles Licht auf das blasse, herrliche Gesicht des Kindes. — Es war ein prächtiges Gemälde; ein großer vergoldeter Rahmen umgab es und an die Ecke desselben war ein Lorbeerkranz gehängt, aber zwischen den grünen Blättern schlängelte sich ein schwarzes Band, ein langer Trauerflor hing davon herab. —

Der junge Künstler war in diesen Tagen — gestorben!

---

*) Das Metallschwein ist nur ein Abguß. Das Original ist antik und aus Marmor, es hat seinen Platz am Eingange zur Galerie im palazzo degli uffizi.

IV.

Reise mit dem Vetturin.

Die gewöhnliche Reiseart in Italien ist die, daß man mit einem Vetturin fährt; er sorgt für das Ganze, aber dann muß man anhalten, wo er will, essen, was er auf den Tisch bringen läßt, an dem Orte schlafen, den ihm zu wählen beliebt; Mittagsmahl und Logis sind immer mit veraccordirt; allein die Reise währt doppelt so lange, als wenn man mit der Post fährt. Es ist auch ganz charakteristisch, daß man, nachdem man mit dem Manne einig geworden, ihm kein Handgeld giebt, er dagegen uns; denn er ist sicher, daß wir ihm nicht fortlaufen, aber wir können es rücksichtlich seiner nicht sein, denn wird ihm ein höherer Preis geboten, als der, um den wir mit ihm einig geworden sind, dann nimmt er den Meistbietenden an und läßt uns mit dem, was wir erhalten haben, zurück.

Gewöhnlich wird die Abreise vor Sonnenaufgang bestimmt, aber da der Vetturin seine Passagiere aus verschiedenen Stadttheilen abzuholen hat und nicht alle zu den Frühaufstehenden gehören, Einige erst geweckt werden müssen, wenn er ankommt, Andere noch mit Einpacken beschäftiget sind, so wird es spät am Morgen, ehe der letzte Passagier in den Wagen gelangen kann. Ich gehöre nun zu denen, welche mitten in der Nacht aufstehn, wenn die frühe Morgenstunde zur Abreise bestimmt ist, und so war ich denn auch

hier auf und hatte Alles in Ordnung, um Florenz zu verlassen und über Terni nach Rom zu reisen, eine Reise, welche mit dem Vetturin volle sechs Tage währt. Der Weg über Siena ist dagegen kürzer, ich kannte beide und wählte den interessantesten, wenn auch längsten. Um drei Uhr wollte der Vetturin fort, ich war eine Stunde früher reisefertig und starrte Koffer und Nachtsack an.

Ich ließ die Sachen hinuntertragen, damit man nicht auf mich zu warten brauche. Es schlug halb drei Uhr, kein Wagen kam, es schlug vier, da rollte es durch die Straßen; ein Vetturin kam — aber er fuhr vorbei — es kam ein anderer — auch er fuhr vorüber — und Alles war wieder still!

Die Uhr schlug ein Viertel, und wieder ein Viertel — die Klosterglocken läuteten zum Gebet, die Glocken des Hotels nach der Bedienung. Auf den Straßen kamen Wagen genug, aber keiner für mich. Die Uhr schlug fünf, sechs — ich glaubte sicher, daß man mich vergessen habe — da kam endlich der Wagen. Drinnen saß ein schwerfälliger Engländer, er hatte noch geschlafen, als der Vetturin ihn abholen wollte, außer ihm war noch eine römische Dame da, sie hatte ihre Tochter in „Firenze“ besucht und der Abschied eine Stunde gewährt, sagte der Vetturin, aber jetzt solle es im Galop gehen, wenn ich erst eingestiegen sei.

Die Peitsche knallte, wir rollten über den Arno — und hielten dann wieder still. Es war vor einem Kloster; einige Geistliche kamen heraus; ein junger bleicher Bruder des Camaldulenserordens stieg ins Coupé zu mir. Er war ein Engländer und konnte etwas Französisch, es war aber

nicht daran zu denken, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen; er las eifrig in seinem Gebetbuch, schlug sich vor die Brust, bekreuzte sich und schloß mitunter die Augen, als wolle er weder mit Bäumen und Bergen, noch mit der Sonne zu thun haben, wie viel weniger mit einem Ketzer wie ich. Die verschiedene Weise jedes Volks, ja jeder Secte, sich Gott zu nahen, ist mir heilig, ich fühle mich verlegen bei dem Gedanken, daß meine Anwesenheit sie darin störe. So auch hier, an der Seite dieses eifrigsten Katholiken von Allen, denen ich jemals begegnet war. Als ich aber später bemerkte, wie er sich und seinen Formen ganz lebte, wurde auch ich ungenirt, und als er einmal sein Gebetbuch schloß und die Natur ansah, meine große heilige Bibel, zeigte ich auf ihre schöne Schrift und die Sentenzen, welche man darin lesen konnte. Gott hat ja Asche auf die grünen Häupter der Oelbäume gestreut, welche demüthig betend hier die graugrünen Zweige mit ihrer Frucht hervorstreckten. Die Weinranken verschlangen sich fest, obgleich die Welt sie ihrer schweren Trauben beraubt hatte und der Wind ihnen nun ihr rothbraunes Laub nahm. „Seid demüthig, ob ihr auch der Welt eine nahrhafte Frucht gebt!“ predigten die Oelbäume, „haltet in Einigkeit zusammen, ob auch die Welt euch Alles raube!“ verkündeten die Weinstöcke, — so las ich in meiner Bibel; was der Camaldulenser las, weiß ich nicht, aber die Bibel kann auf verschiedene Weise gelesen werden. Im Wagen war die Conversation weltlicher. Der Engländer sprach französisch mit der Römerin, sie lachte und übersetzte ihrem Gemahl, einem kleinen, wie ein Abbate gekleideten Herrn,

italienisch, was der Engländer sagte. Ein junger Priester war der vierte Mann — das war die ganze Gesellschaft.

Wir kamen in Incisa an. Der junge Priester und der kleine schmächtige Mann schwangen sich aus dem Wagen, nun kam Signora, der Engländer folgte schwerfällig mit bepelzten Damenstiefeln an den Füßen, einem großen blauen Mantel über die Schultern und dickem wollnen Tuch um den dünnen rothen Backenbart; er hatte etwas von dem Selbstgefühl eines Hofmannes und der Haltung eines Kleinkrämers. Mein englischer Priester, schwarz gekleidet, mit den Stiefeln über den Beinkleidern, sehr erfroren und andächtig, wanderte sogleich in die Kirche; wir andern begleiteten den Gentleman, welcher La Romana die breite schmutzige Treppe zum Speisezimmer hinaufführte, das vier nicht ganz weiße Wände zeigte, einen Fußboden von Mauersteinen, einige Rohrstühle und einen Tisch, auf dem das Tuch eine Farbe hatte, als wäre es in Kaffeewasser gewaschen. Der Engländer unterhielt uns mit der Erzählung von allen den fürstlichen Salons, in denen er gewesen, von zwei Prinzen, die an seinem Bette gesessen, als er in Florenz lag — und jetzt war er so bescheiden, mit einem Vetturin zu reisen und sogar ohne einen Diener bei sich zu haben, „denn man sei ja nicht in Italien zum Vergnügen seiner Leute!" Signora verneigte sich bei jedem vornehmen Namen, den er nannte, und wiederholte ihn ihrem kleinen Gemahl, der sich noch tiefer bückte und den jungen Priester ansah, der sich gleich ihm verbeugte.

Nun kamen die Speisen, die jeder von uns bestellt hatte. Der Engländer betrachtete sie, ergriff eine Gabel und nahm

dann, ohne weiteres, das beste Stück, welches er gewahrte. „Das ist gut!“ sagte er und wir verbeugten uns sämmtlich höflich, die Gesellschaft wegen seines Ranges, ich wegen seiner Originalität.

Jetzt holte Signora einige kleine, selbstgebackene Kuchen hervor, welche die Tochter ihr mitgegeben; zwei der besten Stücke präsentirte sie unserm Gast, so konnten wir ihn am Tische nennen. „Diese Kuchen hebe ich auf bis heute Abend,“ sagte er, „sie sind deliciös!“ und wickelte sie in Papier, steckte sie in seine Tasche und verbeugte sich. „Aber kosten sollte man sie doch!“ fuhr er fort, und nahm noch ein Stück. „Sie sind ausgezeichnet! Superbe!“ und dabei nahm er noch eins.

Signora verneigte sich und lachte laut, ich glaube, auch sie begann ihn originell zu finden.

Hier brachte die Wirthin ihm sein Frühstück, und es verschwand wie unsere Speisen. Zum Desert ließ der Engländer uns eine Bravourarie hören, Signora applaudirte und rief Bravo, der Gemahl gleichfalls; der Aufwärter ließ vor Schreck die Teller fallen und des Engländers Rohrstuhl zerbrach, es war ihnen beiden zuviel von einem Menschen. Nun gab Signora ein Zeichen, und ihr Gemahl sang so weich, so hinsterbend, so ätherisch, kann ich sagen, daß ich zuletzt nur an seinem zitternden Mund sah, er erfreue uns noch mit seinem Gesang. Dieser machte übermäßiges Glück! Wir stiegen wieder in den Wagen. Mein betender, englischer Geistlicher wurde sichtbar und kletterte zu mir herauf; sein Frühstück waren die Luft und

das kleine Gebetbuch gewesen; er betete noch. Die Peitsche knallte, drei Stimmen im Wagen erhoben sich zum Gesang, und so fuhren wir davon. Gegen Abend hatten wir Regen, und bald wurden die Regentropfen zu Schneeflocken, welche aber auf dem nassen, lehmigen Wege sogleich aufthauten. Wir kamen nur langsam weiter, es dunkelte und wir fanden kein Haus, wo wir unsere Leuchte hätte anzünden können; Signora jammerte aus Furcht vor Räubern und der Gemahl aus Furcht vor dem Umwerfen; der Engländer schimpfte auf den Kutscher, dieser auf die Pferde, und so blieb es in demselben Schritt, bis uns endlich ein Licht entgegenstrahlte. Wir waren bei einem einsamen Wirthshause, wo wir durch den Stall in die Gaststube stiegen, von Kälte und Hunger gepeinigt. Es währte eine Ewigkeit, ehe einige Holzscheite und Zweige im Kamin zu brennen begannen; aber in demselben Moment kam der Engländer mit seinen Betttüchern und zog mit diesen eine Schranke um den Kamin; „sie sollen ausdampfen!“ sagte er. Die Tücher nahmen alle Wärme in sich auf. Die übrige Gesellschaft duldete es, auch ich mußte mich darein finden. Der Engländer und ich sollten in einem Zimmer schlafen; ich trat hinein und fand ihn auf meiner Bettdecke stehend, die er auf den Boden ausgebreitet hatte, und den Platz für seinen Kopf mit zwei meiner Kopfkissen erhöhend, welche er ohne Umstände zu sich genommen.

„Ich liebe es nicht, niedrig zu liegen!“ sagte er.

„Ich auch nicht! Sie erlauben,“ antwortete ich, und nahm ihm die Kissen wieder weg; er sah mich erstaunt an.

Er war ein unausstehlicher Schlafkamerad und machte mir eine Zumuthung, welche zuletzt nur damit beantwortet werden konnte, daß ich zu Bette ging. Ich that, als ob ich schlief, aber ich sah mit halbgeschlossenen Augen, daß er sich sein Mitternachtsmahl auf einem wackelnden Rohrstuhl am Bette zurecht machte.

Ich war am nächsten Morgen lange aufgestanden, die Pferde schon vor dem Wagen und noch warteten wir auf den Engländer, er konnte gar nicht fertig werden; auch Signora war erst im Ankleiden begriffen. „Es geht langsam," sagte der Gemahl, „denn sie weint vor Sehnsucht, ihre Tochter zu sehn."

Endlich fuhren wir.

Ich saß wieder neben meinem gottesfürchtigen Nachbar; er bekreuzte sich, las im Gebetbuch und fastete.

In Arezzo mußten wir Halt machen, denn beide Geistliche sollten beten, und Signora mußte durchaus beichten, sagte sie.

Von hier an waren wir ganz von Olivenwäldern umgeben. Eine Baumgruppe nach der andern zeigte sich. Der Olivenbaum gleicht am meisten der Weide, aber die Zweige schießen nicht in steifen Reisern hervor, sie senken sich mehr, das Blatt ist kleiner, und der Stamm selbst sieht aus, als habe eine Riesenhand ihn halb aus der Erde gerissen, herumgedreht und ihn darauf im Sturme schwankend stehen lassen.

Ueber dem graugrünen Olivenhain erhebt sich auf Felsen das alte Castellone, eine der schmutzigsten, aber auch malerischen Städte Italiens. Ich weiß das Bild dersel-

ben nicht besser darzustellen, als indem ich sage, sie sehe aus, als sei sie dadurch entstanden, daß man die Häuser und Krümmungen, welche in andern Städten gar zu kümmerlich waren, genommen und sie hier hinter die alte Mauer geworfen, welche sie doch überragten. Diese kleinen hängenden Gärten sind eigentlich nur Bissen von Terrassen, welche man als Balcone unter ein Fenster oder über eine Thür geklebt hat, auf einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet! — Ein Theil der Stadtmauern bildet eine Art Forum für das Volk, der Platz hier war ganz mit Menschen angefüllt. Der steile Weg zum Stadtthore hinauf wimmelte gleichfalls von Reitenden und Fußgängern, aber es erklangen keine Kirchenglocken und wehten keine Fahnen, sonst würde ich geglaubt haben, hier sei ein großes Fest. Auf allen Seitenwegen und auf der Hauptstraße selbst, wo wir fuhren, war ein Gewühl von Menschen und Schweinen, letztere in großen grunzenden Haufen.

Eine schwere Wolke hing über unserm Kopfe und sandte ihre Tropfen herab; daher spannten die Reiter ihre Regenschirme auf, welche alle gelbgrün und so colossal waren, daß man nur das grüne Dach und den Hintertheil des Esels sah, wenn ein Mönch oder eine Donna vom Lande vor uns her ritt. Es war ein Schreien, Grunzen und eine Lustigkeit, welche zunahm, je näher wir dem Wirthshause kamen, welches dicht am Wege beim Stadtthore liegt. In Castellone war Schweinemarkt.

Die Signora stieg rücklings aus dem Wagen, gerade indem eine ganze Heerde Schweine vorbeigetrieben wurde.

Die Hälfte derselben lief unter den Wagen, sie sahen aus wie „die Wogen des schwarzen Meeres"; und Signora trat auf das schwarze Meer und schaukelte darauf wie eine travestirte Venus Anadyomene, sie schrie, die Wellen schrieen und der Treiber schrie. Es war für Signora ein Lebensmoment.

Im Wirthshause speisten wir; der Engländer verführte ein solches Befehlen und Rufen, daß das ganze Haus sicher meinte, er sei ein verkleideter Prinz und es würden königliche Trinkgelder erfolgen; sie hörten nur ihn, liefen nur für ihn, wurden geschimpft und gestoßen, und zu Allem, was er sagte und that, lächelten sie und bückten sich; aber er gab gar kein Trinkgeld. „Denn ich bin sehr unzufrieden," sagte er. „Ich bin es mit der Speise, dem Hause und der Aufwartung!" und die verdutzten Aufwärter bückten sich noch tiefer, und beide Geistliche zogen die Hüte, als er in den Wagen stieg.

In diesem war es eng und genirt, indem er dergestalt mit Schachteln und Futteralen behängt war, daß Jeder sich drinnen ruhig verhalten mußte, wenn es gut gehen sollte. Die ganze Bagage gehörte dem Engländer und doch rühmte er sich, daß er von uns Allen am wenigsten bezahle; den besten Platz hatte er eingenommen, und kam ihm eine Schachtel oder ein Packet zu nahe, so wurden sie sogleich zu den Andern hinübergeschoben, „denn der Kram genirt!" sagte er; und das that er allerdings, aber alle Sachen waren seine eigenen, selbst das große Futteral, welches er hinter der Signora befestigte.

Bei **Lago di Perugia** verließen wir das toscanische Gebiet und gelangten in das päpstliche. Die Dogana hier

sah aus wie ein verlassenes Stallgebäude, aber sie liegt hübsch auf der Bergseite mitten in einem Olivenhain; wie über Terrassen blickt man zum See hinab. Die Sonne warf starke rothe Strahlen auf die Bäume, hübsche Bauermädchen, mit weißen Schleiern über den Schultern, trieben Vieh vorbei; ich erfreute mich am Anblick dieses lebenden Bildes, während der Zollwächter den Inhalt unserer Koffer beschaute. —

Es dunkelte, ehe wir weiter kamen. Der Weg war schwierig und unsere Pferde sehr ermattet; nur langsam ging es vorwärts. Der Vetturin sagte, der Weg hier sei nicht sicher, das hieße: wir hätten zwar keine Räuber zu befürchten, aber Diebe, die uns die Koffer hinten vom Wagen abschneiden könnten.

Signora weinte laut.

Wir gingen nun abwechselnd zwei und zwei hinterher, um aufzupassen. Es war ein lehmiger Waldweg, der nur von unserer dürftigen Wagenlaterne erleuchtet wurde. Nun ging es sogar bergauf; die Pferde keuchten, der Engländer brummte, und Signora seufzte aus tiefstem Herzensgrunde.

Spät erreichten wir das Dorf Pasignore, welches von allen Reisenden als eine echte Räuberhöhle angesehen wird. Zwei kräftige und blühende Mädchen, plump wie Männer, — jedes sah aus wie eine Räuberbraut, — bedienten uns in dem schmutzigen Wirthshause. Wir erhielten eine Suppe, der wir durch viel Salz, Käse und Pfeffer Geschmack gaben; außerdem wurden uns gekochte und darauf gebratene, nur fingergroße Fische vorgesetzt; der Wein war essigsauer, die Trauben schimmelig und das Brod hart wie Stein. Die Betten waren eben so breit als lang, sie schienen

für vier Personen in der Länge und vier in der Breite eingerichtet.

Draußen rauschte der Regen während der ganzen Nacht herab.

Als wir Morgens das Wirthshaus verlassen und die steile Steintreppe hinabsteigen wollten, welche lothrecht durch zwei Etagen geht, trat unser wohleingepackter Engländer auf Etwas — ich weiß nicht was — und rutschte nun von der obersten Stufe, sehr graziös, Stufe für Stufe, die ganze Treppe hinunter; aber dies versetzte ihn nicht eben in die beste Laune.

Nach Perugia führt der Weg bergauf; wir hatten Ochsen zum Vorspann, sie gingen im Schritt, es schien als sollten wir nie die gute Stadt erreichen, welche durch den Sohn des Töpfers berühmter geworden ist, als durch alle ihre Bischöfe *).

Endlich waren wir dort.

Der Vorsaal im Hotel war ganz mit Wappenschildern überladen, für jeden Fürsten, der hier eine Nacht zugebracht, war eines aufgehängt; auch die dänischen wilden Männer fand ich hier, sie schienen besonders Signora zu interessiren, als sie von mir hörte, sie seien meine Landsleute, und ganz naiv fragte sie, ob man in unserm kalten Lande so gekleidet gehe?

Der erfrorne, betende Camaldulenser verließ uns hier; Keinem von uns sagte er Lebewohl.

Nun hatte ich endlich einen guten Platz, das ganze Coupé war mein; ich konnte allein sitzen und mich ungestört zwischen den hübschen Bergen umsehen; für zwei Personen war dieser Platz wirklich zu klein.

*) Perugia ist bekanntlich Raphaels Geburtsort.

Wir sollten fort; unser dicker Engländer kletterte zu mir herauf; er wollte die Aussicht auch genießen.

Ich versicherte, daß der Platz für ihn nicht groß genug sei. „Das ist unangenehm!" sagte er und klammerte sich fest, indem er mir fortwährend Recht gab, daß zwei Personen hier nicht sitzen könnten; er machte mir daher den Vorschlag, in den Wagen zu kriechen, aber ich erzählte ihm, daß ich gerade wegen des Anblicks der Natur diesen Platz gemiethet.

„Ich bleibe auch wegen der Natur hier!" sagte er.

Kaum waren wir eine kleine Strecke gefahren, als er die Augen schloß und mich bat, ihn anzustoßen, wenn etwas Hübsches komme; ein Paar Mal that ich es, aber da bat er sich aus, daß ich ihn nur dann anstoßen möge, wenn etwas ganz ungewöhnlich Schönes komme.

Ich ließ ihn schlafen.

Bei Assisi, der Stadt des heiligen Franciscus, besuchten wir in dem Dorfe die Kirche degli angeli; Signora wollte beichten.

Unser Engländer ließ sich allein herumführen, die Merkwürdigkeiten zu besehn, „denn er sehe nicht gut in Gesellschaft," äußerte er; der Mönch, welcher ihn herumführte, erhielt weder Geld noch Dank. „Die Kerle haben ja nichts Anderes zu thun!" sagte er, als Signora ihm einen Vorwurf darüber machte. Von diesem Augenblick an wurde das Verhältniß kälter zwischen ihnen und es ertönten nicht ferner vierstimmige Gesänge im Wagen.

Nie ist mir ein Mensch mit einer solchen — wie soll ich es nennen? — einer solchen unbewußten Unverschämtheit

begegnet. Alle sollten nur für ihn leben, Alle sich nach seiner Bequemlichkeit richten; nie sagte er ein Compliment, ohne daß es sich in seinem Mund in eine Grobheit verwandelte. Ich kam zuletzt in seiner Gesellschaft auf den Gedanken an das Märchen von der bösen Stiefmutter, die, als ihres Mannes Tochter vom Brunnen zurückgekehrt war, in den sie sie geworfen, und Gold und Rosen aus des Mädchens Mund fielen, wenn es redete, ihre eigne böse Tochter in den Brunnen warf; aber als sie heraus kam, war sie noch ärger als zuvor, und bei jedem Wort sprang ein Frosch oder eine Eidechse aus ihrem Munde. Je mehr ich den Engländer ansah, je mehr ich ihn sprechen hörte, um so klarer wurde es mir, daß er ein leiblicher Bruder der bösen Tochter der Stiefmutter sei.

Wie machte er uns den Abend ungemüthlich in dem friedlichen S p o l e t o, wo das Feuer so freundlich in dem Kamin flackerte, wo die Musik so hübsch von der Straße ertönte, wo das Volk vor der Kirche jubelte: „evviva Madonna! evviva Jesus Christus!“

Vor Sonnenaufgang waren wir wieder im Wagen; und so lange es recht morgenkalt war, hatte ich meinen Platz allein. Das Wetter war grau, aber die Berge waren so herrlich, viele Bäume standen ganz grün. Eine kleine Stadt dicht neben der andern erhob sich über uns, jede lag wie eine Sphinx auf dem Berge und schien zu fragen: „weißt du, was hier lebt und sich regt?“ — Wir fuhren vorüber! Eine Bettlerin kniete auf dem Wege vor uns und küßte die Erde. Wir fuhren vorüber! Wir begegneten bewaffneten Soldaten, die einen Karren umringten, auf welchem vier

Räuber gefesselt lagen, kräftige, schwarzbärtige Kerle; ein altes Weib saß neben ihnen, sie nahm den Rücksitz ein, nickte uns zu und schien ganz wohlgemuth zu sein. Wir fuhren vorüber! —

Wir waren in Spoleto.

Ein furchtbarer Kerl in einem schmutzigen blauen Mantel und mit einer kleinen, schmierigen, rothen Mütze auf dem ungekämmten Haar näherte sich unserm Wagen. Ich sah ihn für einen Bettler an und verwies ihn an die Gesellschaft im Wagen. Er näherte sich erst der einen Seite der Kutsche, dann der andern, wurde aber überall abgewiesen.

„Es ist ein Passagier," sagte der Vetturin, „es ist ein Nobile aus Rom." Aber wir protestirten sämmtlich dagegen, ihn zum Nachbar zu haben; er sah aus wie der selige Hiob, als er sich mit Topfscherben geschabt hatte.

Der Mensch stieg also zum Vetturin hinauf, und nun war mir alle Aussicht benommen.

Zu Hause auf dem weichen Sopha träumt man nicht davon, so in Italien zu reisen; dort sieht man im Geiste nur schöne Menschen, die Sonne scheint ewig durch Weinranken und Cypressen, der Körper fühlt kein Ungemach. Selbst die frische Luft wurde mir durch den Duft der Kleider des Nobile verdorben.

Bei der nächsten Station überließ ich ihm das Cabriolet, setzte mich zum Vetturin hinaus, sog die frische Luft ein und blickte auf die herrliche Bergnatur.

Der Weg ging im Zickzack den monte Somma hinauf; Ochsen waren vor den Wagen gespannt, Quellen rieselten zwischen den großen Steinblöcken; einzelne Laubhölzer waren ganz grün wie im Frühling, und wo die Bäume alt

und entblättert waren, wuchs der Epheu so üppig und frisch um Stämme und Zweige, hinauf bis an die äußersten Spitzen, daß die Bäume wie in ihrer reichsten Pracht erschienen; die ganze Krone war ein wogendes Grün.

Hübsche Mädchen liefen neben dem Wagen her und boten uns Obst an. Der Ochsentreiber sang seine Canzonette und flötete ein munteres Zwischenspiel dazu. Ich sprang aus dem Wagen, mein Herz jubelte bei der malerischen Schönheit.

Unten in der Felsenkluft lagen die Ruinen zweier Wassermühlen; ein großer schwarzer Raubvogel schwang sich aus dem Dickicht. Alles war wild und einsam, Regenwolken hingen über uns; die Nebel erhoben sich leise aus den Klüften; nur im Schritt bewegte sich der schwerbepackte Reisewagen.

Der Vetturin erklärte, wir würden Terni nicht so früh erreichen, daß wir den Wasserfall besuchen könnten. Ich, der ich ihn auf einer frühern Reise gesehn, resignirte, der Engländer hingegen rasete, und diesmal hatte er Grund. Er fluchte, er tobte, den Wasserfall wollte er sehen.

Es war stockfinster, als wir in Terni ankamen, aber der Mann wollte seinen Willen durchsetzen. Er ließ einen Führer rufen, zwei Laternen anzünden, setzte sich dann auf einen Esel und verlangte, zum Wasserfall geführt zu werden.

„Aber Sie können ihn ja unmöglich bei zwei Laternen sehn!“ wurde ihm gesagt.

Dann nehmen wir drei!“ antwortete er und ritt fort.

Der Führer sah sehr vergnügt dabei aus; es war gewiß zum ersten Mal, daß er selbst den Wasserfall bei solcher Beleuchtung sehen sollte. Wie sie es anfingen, um die zwei

oder drei Laternen an dem riesenhohen Fall anzubringen, weiß ich nicht; aber der Engländer meinte, als er zurückkam, daß der Wasserfall bei Terni den Weg und alle Unbequemlichkeit nicht werth sei; er hätte ihn sowohl von oben als von unten besehen, aber er tauge nichts.

Schon am nächsten Morgen um drei Uhr sollten wir weiter, denn der Weg sei schlimm, sagte der Vetturin, wir hätten die längste Tagereise vor uns und müßten vor Dunkelwerden Nepi erreichen, da die Umgegend unsicher sei. Ein anderer Vetturin mit seiner Gesellschaft schloß sich an uns an; aber wir waren gleichwohl nicht stark genug.

Der Regen stürzte herab, der Weg war tief und schwer; es war finstere Nacht. Wir hörten einen hohlen, starken Schall von den Bergen, es waren Hirten, die auf Muscheln bliesen, um ihre Heerden zu sammeln.

In der Morgendämmerung passirten wir die Bergstadt Rocca, sie liegt höchst malerisch; die Gegend hat das Aussehen von Tyrols Bergen zur Sommerzeit; jeder Strauch, jeder Baum war grün, der Regen hatte Gras und Blätter erfrischt. Der Epheu schlang sich in reichen Guirlanden um die Felsen und dicken Baumstämme, der Ort selbst hängt wie ein Schwalbennest an der Felsenwand; die gelbe Tiber schlängelt sich unten in der Tiefe.

Unser Engländer schlief, Signora that dasselbe; aber desto lebhafter stiegen sie später aus, als wir in Atricoli hielten, einer Stadt, deren Straßenpflaster während eines Erdbebens gelegt zu sein scheint. Das Wirthshaus war so reich an Schmutz, daß ich im Stalle zu essen vor-

zog, wo der Duft doch besser war als in diesen schmierigen Stuben. Die Aussicht dagegen war unbeschreiblich schön; die Berge verschwammen bläulich grün, die Thäler erstreckten sich tief und fruchtbar. Diese Schönheit und diese Unsauberkeit! ja, man sagt, daß Nichts in dieser Welt vollkommen sei, aber wahrlich, hier war Beides so vollkommen, wie man es sich nur denken kann. Auch der Engländer war es in seiner Art; er ging bei der neuen Vetturingesellschaft auf Speisejagden aus, und ließ sich die besten Stücke schmecken, welche ihm vorgesetzt wurden. Er wurde grob gegen unsern gutmüthigen, stillen Geistlichen und begann unhöflich zur Signora zu sprechen.

Unangenehme Gesellschaft, schlechtes Wetter, böse Wege, elende Pferde, Alles vereinigte sich, um mir die Reise zu einer Buß= nnd Pönitenzfahrt zu machen. Die Sonne wollte mir nicht ins Herz scheinen und schien auch nicht auf die Landschaft um mich her; und gerade diese Strecke, welche wir jetzt passirten, lag in dem herrlichsten Sonnenglanze, als ich zuletzt hier war; aber die Natur dachte wohl: wegen dieser Gesellschaft brauche ich nicht freundlich auszusehen, und der Poet hat ja gesehen, wie hübsch es hier sein kann; er hat mich besungen, er thut es nicht ferner! Und so blieb sie in ihrem Regenwetterphlegma.

Der Vetturin erklärte nun, daß der Weg zu schlecht sei, als daß wir bei Tage Nepi erreichen könnten. Es war riskant, im Dunkeln hier zu fahren, wir mußten daher in Civitá Castellana übernachten.

Wir kamen am monte Soracte vorbei, dessen Schnee Horaz besungen hat, und wo die Nachtherberge sich mit alten,

von Schlingpflanzen fast bedeckten Mauern zeigte. Das Wasser braust weiß schäumend über die Felsblöcke. Civitá Castellana ist eine der Städte, die auf den ersten Anblick schön erscheinen, aber als Aufenthalt ungemüthlich sind.

Wir bezogen das Albergo della croce di Malta, ein altes Franciscanerkloster, welches in ein Wirthshaus umgewandelt ist. Von der Straße traten wir sogleich in den gewölbten Stall, er sah aus, als wäre er früher ein Betsaal gewesen; eine hohe steile Treppe führte zu den Gastzimmern; Katzen und Hühner sprangen umher. Die Thüren hingen nur an einer Angel oder fehlten völlig. Die Frauenzimmer im Hause saßen ihr langes Haar flechtend da und wußten kaum, ob sie uns empfangen sollten.

Ich ging ein wenig umher und besah die Gelegenheit; Alles war in der größten Unordnung. In einigen Zimmern standen Bettstellen ohne Bettzeug, nasse Wäsche war an Stangen aufgehängt; in andern lagen zerschlagene Meubles oder es waren Töpfe aufgestellt, die Gott weiß was enthielten. Ich stieg hinunter in einen engen Hof, der von vier düstern Bogengängen umschlossen ward; mitten im Hofe war ein tiefer Brunnen; Fledermäuse flogen zu Dutzenden um meinen Kopf; eine kleine hölzerne Thüre stand angelehnt, sie konnte weder vor- noch rückwärts geschoben werden. Ich steckte den Kopf hinein, hier war eine feuchte, kalte Kirche; ich sah die hohen Fenster, aber drinnen war Alles in Dunkel gehüllt; ich war nicht allein, ich hörte Schritte; — ich trat zur Seite: zwei schwarze Männer, mit breiten Hüten, wie sie die Jesuiten tragen, kamen durch den Bogengang.

„**Viva Giesù sanguine!**“ sagten sie ganz leise, indem sie an mir vorüberschritten. Ich folgte langsam.

Als ich hinauf kam, hörte ich, daß mir das Loos gefallen sei, diese Nacht das Zimmer entweder mit dem Nobile oder mit dem Engländer zu theilen; ich protestirte und eilte zu dem jungen Geistlichen. Er hatte eine Art Taubenschlag als Schlafgemach erhalten, und ich fragte ihn, ob ich nicht bei ihm auf einigen Stühlen mir ein Bett bereiten könnte?

„Aber ich habe einige religiöse Ceremonien,“ begann er.

Ich bat ihn, in dieser Beziehung durchaus nicht an mich zu denken, ich schliefe augenblicklich; — in der Eile stellte ich nun einige Stühle neben einander. Der Geistliche, die Signora und der Gemahl, alle drei halfen mir das Bettzeug zusammentragen; es war ein schreckliches Lager! Während dieses Arrangements kam der Engländer glühend roth und böse, weil ich nicht in seiner Gesellschaft schlafen wollte.

„Gehen Sie in dieser Räuberhöhle von mir?“ sagte er, „soll ich liegen und allein ermordet werden? Die Thür kann nicht verschlossen werden, in der Kammer ist ein Schrank mit einer Treppe, im Zimmer nebenan liegen ein Mönch und ein Bauernkerl, sie sehen niederträchtig aus! — Soll ich liegen und allein ermordet werden? Sie sind kein guter Kamerad! Ich werde auf der ganzen Reise nicht mehr mit Ihnen sprechen.“

Ich dankte ihm dafür.

Es war ein ungemüthlicher Abend; an demselben, aber das wußte ich natürlicher Weise damals nicht, wurde in Kopenhagen meine Tragödie, „das Maurenmädchen,“

zum ersten Male aufgeführt. Schlechter noch als dem Verfasser war dem Publicum gewiß nicht zu Muthe.

Obgleich wir zwei Vetturingesellschaften waren, die am nächsten Morgen zusammen reisen wollten, riethen uns doch alle Leute im Wirthshause, Bedeckung bis Nepi mitzunehmen, wo wir erst beim Aufgang der Sonne eintreffen könnten.

Schon um drei Uhr waren wir auf; die Pferde von vier Reitern stampften vor dem Hotel; der Regen plätscherte. — Unser Engländer konnte nicht fertig werden, und als er endlich so weit war, begann er sich mit der Wirthin zu zanken, darauf mit dem Cameriere.

Endlich fuhren wir ab; zwei Reiter ritten voraus, zwei hinterher; gleich vor der Stadt begegneten wir der römischen Diligence, welche über Forli nach Bologna geht; auch diese hatte Bedeckung.

Wir passirten eine lange Brücke, „ponte dei coglioni," nannte sie der Vetturin, und erzählte, daß das Gesindel sich unter dieser verberge, wenn es sehe, daß man Soldaten mithabe. Inwiefern es sicher oder unsicher sei, hier zu reisen, kann ich nicht entscheiden, aber ich sah das Ganze als eine Verabredung zwischen den Wirthsleuten, dem Vetturin und den Soldaten an; letztere verdienten ja ein kleines Trinkgeld.

Weder jetzt, noch früher oder später, ist mir etwas von einem Ueberfall in Italien bekannt geworden, man reist in diesem Lande gewiß bald eben so sicher, als in England und Frankreich.

Es war fast heller Tag, als wir in Nepi ankamen, einer Stadt, die für ein Prachtexemplar der Unsauberkeit und Baufälligkeit gelten kann. Die großen Paläste sahen aus,

als wären sie von Menschen verlassen und dienten Ratten und Fledermäusen zum Aufenthalt. Spinnengewebe mit dickem Staub hingen in allen Nischen und Winkeln. Hier hörte indessen der Regen auf, aber wie eine schwere Bleidecke hing die graue Luft über uns.

Es war eine sonderbare Einsamkeit zwischen der letzten Verzweigung der Berge. Endlich waren wir auf der letzten Station La Storta, einem kleinen Flecken, der nur einige Stunden von Rom entfernt liegt.

Das erste und einzige Wirthshaus hier sieht aus, wie bei uns ein gewöhnlicher Stall; Küche und Schenkstube sind in einem Raum. Die Wände sind fürchterlich mit Landschaften bemalt, ganz wie man sie mittelst einer schlechten Laterna magica sieht: dicke Striche und Farben, grell und toll wie in einem illuminirten ABC-Buch. Alles Licht kommt durch die Thür. Mitten auf dem Boden stand ein großer, viereckiger, eiserner Kasten mit Feuer, und neben diesem ein hölzerner Tisch und hölzerne Bänke für die Gäste; Bündel Farrenkräuter hingen, der Fliegen wegen, unter der Decke, wahrscheinlich damit diese die Malereien nicht verderben sollten. Hühner und Flaschen hatten ihren Platz auf dem Fußboden; Speisegeruch erfüllte das Zimmer und man sah Alles in einem leichten Anflug vom Schornsteinrauch. Die Aussicht durch die Thür wurde durch eine Schuttgrube und einen Mistberg mit lebendigen Truthühnern begrenzt; Vetturin- und Frachtwagen füllten den übrigen Platz.

Unser Engländer ging augenblicklich zum Heerde, betrachtete die verschiedenen Speisen und nahm sogleich von

den zubereiteten, was ihm am besten schien; aber die Wirthin in La Storta drehte sich auf dem Absatz herum und riß ihm augenblicklich aus den Händen, was er genommen, indem ihre funkelnden Augen ihn vom Kopf bis zu den Füßen maßen; er stieß sie zur Seite, sie fragte, ob er von Sinnen sei? und zeigte ihm darauf die von ihm bestellten Speisen, welche noch ganz roh in der Pfanne lagen. Er knipp sie in ihren dicken Arm und sie erhob ihr Küchenmesser.

Ihr Gemahl, ein kleiner dicker Mann, sprang hinzu, umfaßte sie und hob sie vom Boden empor; sie focht mit dem Messer und ein Strom von Worten durchschallte das Haus. Der Engländer wurde im Gesicht glühend roth, ergriff einen Rohrstuhl und hielt diesen vor sich.

Wir vermittelten während dessen den Frieden, und nun aß er, aß für drei Personen. „Ich muß für Zwei essen!" sagte er, „ich muß essen, denn ich habe mich geärgert! Essen, und doch nur drei Paoli bezahlen!"

Die Wirthin verlangte aber sechs Paoli; der Vetturin, dessen Kostgänger der Engländer bei allen Mahlzeiten war, beklagte sich laut. Wir nahmen Partei für den Erstern und der Engländer schimpfte auf den armen Menschen. „Er bekommt kein Trinkgeld!" sagte er, „ich bin mit ihm unzufrieden! Ich bin unzufrieden mit den Speisen! Unzufrieden mit der Gesellschaft —!"

„Mit der Gesellschaft —?" fragte Signora.

„Ja wohl!" sagte er, „Sie plappert immer! — schnurr, schnurr, schnurr — wie das geht! und Ihr Mann ist dumm, ist stumm, hat keine Bildung!"

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andersen, Hans Christian,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe

Bd.: 18

Leipzig 1847-1872

P.o.rel. 4827 x-16/18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10036929-0